

# DAS COLLIER



Roman  
von  
Rudolf F. Richartz

# Das Collier

## Roman von Rudolf F. Richartz

Die Handlung ist frei erfunden, die Namen der beschriebenen Personen ebenfalls. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen wären rein zufällig. Die genannten Orte, Namen von Firmen und öffentlichen Einrichtungen sind zum Teil real, haben aber mit der erfundenen Handlung nicht das Mindeste zu tun.

Der Autor im Jahr 2014



Klartext-Richartz

1. Auflage

Printed in Germany 2014

Copyright © by Klartext-Richartz

E-Mail [klartext-richartz@t-online.de](mailto:klartext-richartz@t-online.de)

## Prolog

Der Abendhimmel färbte sich langsam Rot. Im Westen versank die Sonne hinter den flachen Hügeln. Die Stümpfe der Bäume und die wenigen Äste die wie stumme Wegweiser Arme in verschiedene Richtungen wiesen, warfen lange Schatten. Versonnen schaute ein junger Leutnant der sinkenden Sonne nach. Sie waren hier in den Ardennen in der Nähe von Sedan. Seit 1917 war er als Soldat dabei. Von seinem ersten Einsatz an war er hier an der Westfront. Der ständige Stellungskrieg hatte ihn und seine Leute zermürbt. Nur noch ein bescheidener Rest von den Männern, die er am Anfang seines Dienstes übernommen hatte, lebte noch. Die Meisten waren gefallen. Natürlich hatte er Neue dazu bekommen, allerdings wurden das immer weniger, so dass seine Gruppe mittlerweile nur noch die halbe Sollstärke hatte. Manche der neuen, schlecht ausgebildeten Grünschnäbel, lebten nur ein paar Tage. Es war jetzt Mitte Oktober, überall gab es Gerüchte, dass der Krieg bald zu Ende sei. Er wünschte sich das sehnlichst, wahrscheinlich wie die Meisten seiner Soldaten. Abschied nehmend blickte er noch einmal über das Grabengewirr, das in den letzten Monaten ihr Zuhause gewesen war. Der Nebel begann aus den tieferen Geländeabschnitten aufzusteigen, es wurde langsam kalt. - Irgendwie war es nicht nachvollziehbar, dass sie noch einmal ihren Frontabschnitt wechseln sollten. Aber, er hatte den Befehl bekommen, heute Nacht mit seinen Leuten, in einen anderen Abschnitt zu wechseln. Dort würde noch heftig gekämpft und er solle die ausgebluteten Truppen stärken. – „Mist“, entfuhr es ihm, „aber Befehl ist Befehl.“

## Das Collier

Noch in der Nacht hatten sie ihren neuen Einsatzort erreicht. Allerdings sollten sie erst am Tag nach vorn an die Front. Ihm war weiter hinten, hinter der Front, ein Quartier in einer alten Villa zugewiesen worden. Seine Männer kamen in den ehemaligen Ställen unter. Er bewohnte den Raum zusammen mit einem anderen Offizier. Im Dunkeln suchte er sein Bett. Dabei stieß er an eine Kommode, die neben seinem Bett an der Wand stand. Ärgerlich warf er sein Gepäck auf die Kommode. Übermüdet warf er sich in voller Montur auf das Bett, als er sich seine Stiefel abgestreift hatte. Am Morgen besichtigte er als Erstes sein Quartier. Die Kommode, an der Wand sei für ihn, unterrichtete ihn sein Zimmergenosse. Er stellte sein Gepäck auf den Boden und begann die Kommode zu untersuchen. Vom Stil her stammte sie wohl aus dem vorigen Jahrhundert. Sie hatte drei Schubfächer. Er zog das Oberste heraus. Es ging aber nur bis zur Hälfte, dann klemmte irgendwas. Er versuchte die Unteren beiden, die gingen ganz auf. Schlecht gelaunt verstaute er seine Sachen. Da nicht alles in die beiden unteren Schubladen ging, zog er die Obere noch einmal hinaus. Unwillig zerrte er daran, bis es plötzlich einen Ruck gab und das Schubfach ungehindert aus der Kommode sauste. Darin lag ein ledernes Etui. Er nahm es in die Hand und suchte die Öffnung. Dann öffnete er es und schaute hinein. Verblüfft riss er die Augen auf und ihm entfuhr ein: „Nanu, das ist ja ein Ding.“ Er schüttete den Inhalt auf die Kommode. Ein Collier aus Weißgold, mit Rubinen und Diamanten besetzt, purzelte aus dem Etui. – Unwillkürlich schaute er sich um, er war allein im Zimmer. Er tastete mit seiner Rechten in der Schublade die Unterseite der Deckplatte von der Kommode ab. Dort fand sich ein Bändchen, das

mit zwei Stiften oder Nägeln befestigt war. Damit war wohl das Etui unter den Kommodendeckel gebunden worden. Jetzt hatte sich wohl das Bändchen gelöst und die Schublade blockiert. Sein Zerren daran hat es endgültig aus seinem Versteck befreit. Er steckte das Collier wieder in das Etui. Dann vergewisserte er sich noch einmal darüber, dass er allein war, und steckte das Etui in seine Bluse.

Es gab Alarm, sie hetzten nach vorn, in die Gräben. Ihnen gegenüber lagen Franzosen und Amerikaner, wie der Hauptmann ihm im vorbeirennen noch zugerufen hatte. Sie schafften es, wie schon so oft, den Angriff abzuwehren. Um den Gegner nicht zur Ruhe kommen zu lassen und dessen Rückzug zu nutzen, befahl der Kommandierende einen sofortigen Gegenangriff. Der Leutnant gab das Kommando zum Angriff. Sie stürmten los den feindlichen Gräben entgegen. Schüssen knallten, Schreie von Getroffenen, alles wie gewohnt. Dann bellte ein Maschinengewehr los, der Leutnant wurde getroffen, Bauchschiess. Seine Männer, die schon wieder zurückwichen, nahmen ihn mit. Er wurde auf den nächsten Verbandsplatz gebracht, was über eine Stunde dauerte. Dort lag er in einer langen Reihe mit anderen Verletzten. Nach etwa zwei Stunden brachten ihn zwei Sanitäter zum Arzt in den Behandlungsraum. Der schaute sich den Leutnant an und sagte:

„Was soll ich noch mit dem, der ist hin, bringt ihn zu den anderen Toten.“

Die Sanitäter brachten ihn zu den anderen Toten. Sie leerten seine Taschen und suchten nach der Erkennungsmarke, die sie nicht gleich fanden. Der eine Sanitäter ging schon mal zurück zum Lazarett. Der Andere suchte weiter. Er öffnete die Militärbluse des Leutnants und fand das lederne Etui, und auch die Er-

kennungs-marke. Er nahm beides an sich. Auf dem Rückweg zum Lazarett öffnete er das Etui. Das Collier fiel ihm entgegen. Schnell steckte er es zurück und ließ das Etui in seiner Hosentasche verschwinden. Die Erkennungs-marke gab er beim Schreiber ab.

Am 11. November 1918 war dann der Krieg wirklich zu Ende. Für all die Menschen, die in den letzten Wochen noch gefallen waren, war dies aber zu spät. So auch für den Leutnant. Illusionslos und psychisch zerstört kehrten die Soldaten und Offiziere nach Hause zurück. Der Sanitäter allerdings konnte erst viel Später nach Hause zurückkehren, denn die Verwundeten mussten versorgt und aufgepäppelt werden, bevor sie in die Heimat transportiert und entlassen werden konnten. Manch einen, der das Kriegsende noch lebend vorgefunden hatte, erwischte der Tod dann doch noch. Dann endlich konnten die Ärzte und Sanitäter auch nach Hause gehen. Während der ganzen Zeit hatte der Sanitäter das Etui in seiner Hosentasche getragen. Jetzt auf der Heimreise steckte er es in seinen Tornister. Hier hatte er auch diverse Fressalien, die er sich zusammen-gestohlen hatte. So beladen erreichte er einen Bahnhof, auf dem schon eine größere Gruppe Soldaten wartete. Sie waren noch komplett ausgerüstet, mit ihren Waffen. Alles Nachzügler, die jetzt zum Schluss zusammen auf ein Transportmittel warteten. Da auch einige Offiziere und Ärzte dabei waren, bemühten sich diese um eine Zugverbindung. Sie schafften es in einem Zug, mit Umsteigen in Neufchâteau nach Köln, einen Waggon für uns freizumachen. Sie waren zu acht in einem Abteil für sechs Personen. Das ging noch, man schlief eben gestaffelt. Nach Tagen, mit vielen Stopps, erreichten sie endlich Köln. Da sie so spät kamen, es war schon ende Februar 1919, kümmerte sich niemand mehr um sie. Der Sanitäter versuchte, sich in einem Bahnhofskaffee auf-

zuwärmen. Man verwies ihn in den Warteraum dritter Klasse. Denn er hatte sich eine Entsprechende Fahrkarte nach Bremen gekauft, dort war sein Zuhause. Völlig übermüdet legte er sich in eine Ecke, wo schon mehrere Reisende es sich bequem gemacht hatten. Seinen Tornister stellte er neben sich und legte einen Arm darüber.

## Der Uhrmacher

Er war gerade 18 geworden. Man hatte ihn wohl wegen seines jugendhaften Aussehens aus der Gefangenschaft entlassen. Mit 17, gerade mit der Uhrmacherlehre fertig, hatten sie ihn noch eingezogen. Nur ein viertel Jahr vor Kriegsende. Sein 5 Jahre älterer Bruder war 1916 bei Ypern gefallen. Er kam in die Nähe von Mons nach Belgien, wurde aber schon nach 2 Wochen von den Gegnern gefangen genommen. Er kam zu den Amerikanern, welche sehr freundlich zu ihm waren. Die Lagerverwaltung des Lagers, in das sie ihn brachten, beschäftigte ihn als Boten. Das führte dazu, dass der amerikanische Offizier, der das Lager leitete und ihn sehr mochte, ihm bald nach Kriegsende einen Entlassungsschein gab mit der Bemerkung: „Junge go home.“

Der Uhrmacher war ein nordischer Typ, blond mit blauen Augen. Das hatte er wohl von seiner Mutter. Von seinem Vater hatte er das Technische, der war zwar nur Bergmann, hatte es aber zum Maschinensteiger gebracht. Der war es auch der ihm geraten hatte nicht Bergmann zu werden. Die Lehrstelle als Uhrmacher verdankte er ebenfalls seinem Vater. Von Reims aus, wo das Gefangenenlager war, ging er zu Fuß nach Hause. Er hatte von dem amerikanischen Offizier einen Armeerucksack bekommen mit Proviant und ein kleines bisschen Geld. Weil seine Uniform und seine Schuhe in einem sehr schlechten Zustand waren, hatte er eine Hose und eine Jacke aus amerikanischen Armeebeständen erhalten. Auch Schnürstiefel gehörten dazu. So ausgerüstet ging er los. Aber es war Winter und sehr kalt. Deshalb besorgte er sich einen Mantel von einem deutschen Offizier. Die Schulterklappen riss er ab. Der Mantel war sehr warm. Über Luxemburg und dann an der



Mosel entlang kam er bis Koblenz. Von Koblenz aus bis Köln fuhr er mit dem Zug. Aber nicht gegen Bezahlung. Er sprang mit verschiedenen Anderen auf einen Güterzug auf. Mehrere Male mussten sie bei Kontrollen abspringen und auf den Nächsten Zug wieder aufspringen. Das war ihm zu gefährlich geworden, weshalb er sich entschloss, den letzten Teil der Strecke bis Bottrop, wo er zu Hause war, wieder zu Fuß zurückzulegen. Um sich aufzuwärmen, ging er im Kölner Hauptbahnhof in den Warteraum der dritten Klasse. Sein Rucksack war natürlich längst leer geworden. Seit Luxemburg bettelte er sich durch. Manchmal hatte er tagelang nichts gegessen. Manchmal hatten ihn Leute oder Bauern eingeladen und gut bewirtet. So war er bis hierhin gekommen. Das letzte Mal das er etwas zu Essen hatte, war wieder zwei Tage her. Mit knurrendem Magen lief er durch den Warteraum. Da sah er den Sanitäter. Der schlief den Schlaf des Gerechten. Sein Arm war von dem Tornister gesunken. Der junge Uhrmacher setzte sich neben den Tornister und begann diesen vorsichtig zu öffnen. Er sah Konservendosen. Zuerst wollte er umpacken, dann besann er sich, nahm den Tornister und ließ seinen leeren Rucksack zurück. Er stand flux auf und ging zügigen Schritts dem Ausgang zu. Draußen wandte er sich zu den Toiletten. Dabei kam er am Fahrkartenschalter vorbei. Sein Schritt stockte, er drehte sich dem Beamten hinter den Tresen zu und fragte:

„Wann geht der nächste Zug nach Bottrop?“

Der Beamte schaute in sein Kursbuch und sagte: „Der steht schon auf Gleis 3, Abfahrt ist in 10 Minuten.“

Mit einem Griff zu seinem Portemonnaie sagte der Uhrmacher: „Bitte einmal dritter Klasse nach Bottrop.“

Mit seinem letzten Geld kaufte er die Fahrkarte. Dann beeilte er sich, zu Gleis 3 zu kommen. Er fand noch

einen Sitzplatz in der Holzklasse. Nachdem der Zug abgefahren war, öffnete er den Tornister. Er fand verschiedene Büchsen mit Fleisch, Gemüse und Fett. Dann Wäschestücke für Frauen und Männer. Strümpfe und Handtücher und ein ledernes Etui. Da er in der Ecke am Fenster saß, konnte er das Etui öffnen, ohne dass jemand sah, was darin war. Er war erschrocken, denn ihm rutschte das Collier entgegen. Als Uhrmacher hatte er schon verschiedene Schmuckstücke gesehen. Er sah sofort, dass dies Schmuckstück sehr wertvoll war. Noch etwas unsicher schob er das Collier in das Etui zurück. Nein – sagte er sich, das lasse ich nicht im Tornister. Infolgedessen steckte er das Etui in sein Hemd und schob es da bis zu seinem Gürtel hinunter. Dann öffnete er eine der Büchsen mit seinem Taschenmesser und aß. Er duselte ein, wurde aber in Duisburg unsanft geweckt. Es fand eine Kontrolle statt, bei der Schwarzhändler gesucht wurden. Zu seiner Legitimation zeigte er seinen Entlassungsschein vor. Der war aber in Englisch ausgestellt, was die Polizisten nicht lesen konnten. Sie nahmen ihm mit auf die Wache. Erst nach einiger Zeit hatte man einen Polizisten gefunden, der Englisch lesen konnte. Dieser bestätigte die Angaben, die er vorher mündlich gemacht hatte. Allerdings musste er die Lebensmittel zurücklassen, da er die Herkunft nicht zweifelsfrei benennen konnte. Dass die Sachen gestohlen waren, sagte er natürlich nicht. Obwohl sie seine Kleidung untersucht hatten, fanden sie das Etui nicht. Man brachte ihn zum Bahnhof zurück und er konnte seine Fahrt fortsetzen. In Bottrop angekommen verließ er den Bahnhof und machte sich auf den Weg nach Bottrop-Boy, wo sein Elternhaus stand. In einer Zechensiedlung dort, war er aufgewachsen. Die Toilette, ein Plumpsklo stand im Garten hinter dem Haus. Wasser gab es im Flur

an einem Wasserhahn. Geheizt wurde mit Deputatkohle aus der Zeche Prosper 1, in der der Vater arbeitete.

Als er vor der Haustüre stand, klopfte sein Herz zum Zerspringen. Seine Mutter öffnete die Tür und erstarrte – sie hatten ihn tot geglaubt, jetzt stand er einfach da. Sie rang nach Luft, dann entfuhr ihr ein Schrei –

„Du lebst! - Gott sei Dank, du bist wieder da!“

Dann fiel sie ihm um den Hals und küsste ihn zärtlich. Seine Mutter war überwältigt. Der Schrei hat seine Schwestern hergelockt. Sie riefen ebenfalls ihre Freude aus. Es gab ein Umarmen und das Drücken wollte kein Ende nehmen. Später, als der Vater von der Arbeit heimkam, wiederholte sich die Szene noch einmal. Denn sein Schwager und der Vater hatten nicht mehr mit ihm gerechnet. Er musste natürlich berichten, wie es ihm ergangen ist. Er erzählte ausführlich, dass er aber auf der Heimreise zum Dieb geworden war, berichtete er nicht.

In der Woche danach suchte er den Uhrmachermeister auf, bei dem er gelernt hatte. Das war ein alter Mann, so um die Mitte 60. Seine Frau war, soweit er sich erinnern konnte, schon immer krank gewesen. Der Meister freute sich aufrichtig, ihn wieder zu sehen. Viele, die mit Begeisterung ausgezogen waren, kamen desillusioniert zurück, noch viele mehr, gar nicht mehr. Die Menschen in der Heimat verstanden sie nicht, da sie die Geschehnisse an der Front nicht kannten und die Erlebnisse der Soldaten nicht teilten, nein, nicht teilen wollten. Völlig allein gelassen, oder auch sich selbst überlassen, suchten diese zu Vergessen. Einigen gelang dies, anderen nicht. Der Uhrmacher hatte hier Glück im Unglück, er war nur ein paar Wochen Soldat gewesen, dann Gefangener der sogenannten Feinde, die ihn besser behandelt hatten als seine Vorgesetzten. Seine Psyche war

nicht angekratzt, deshalb nahm er mit Freude das Angebot seines Meisters an, wieder bei ihm zu arbeiten.

Die Jahre vergingen, man schrieb das Jahr 1925. Der ehemalige Soldat Adolf Hitler, veröffentlichte das Buch „Mein Kampf“. Er gründete in München nach einem vorhergehenden Verbot, die Partei NSDAP. Dazu gehörte auch eine Schutzstaffel kurz SS genannt. Das bewegte den jungen Uhrmacher aber nicht sonderlich. Was die Menschen an Rhein und Ruhr bewegte, war das Grubenunglück in Dortmund, auf der Zeche „Minister Stein“, weil es 136 Tote Bergleute gab. Die Menschen in der Region, dem „Ruhrpott“, liebten auch den Sport und die Taubenzucht, als Abwechslung zu ihrer harten Arbeit. Deshalb waren Fußball und Radsport weit verbreitet. In Dortmund war die Westfalenhalle, in nur sieben Monaten Bauzeit errichtet worden. In den Wintern danach dröhnte sie bei den 6 Tagerennen von der Musik und den Anfeuerungsrufen der Zuschauer.

Der Uhrmachermeister war 70 geworden. Seine Frau war vor einem halben Jahr gestorben. Danach hatte der Mann sichtlich, wegen seines Kammers, abgebaut. Eines Tages im Dezember bat er den jungen Uhrmacher zu sich in die gute Stube.

„Ich möchte dir heute ein Angebot machen. Ich kann den Laden nicht mehr länger leiten. Kinder habe ich keine und die Verwandten meiner Frau, sind in Bayern weit weg. Interesse an dem Laden haben sie auch nicht, wie sie mir geschrieben haben, daher meine Frage: Willst du den Laden übernehmen?“

„Aber sicher, gern, damit hätte ich nie gerechnet, dass sie mir so ein Angebot machen. - Aber ich habe nur wenig Erspartes.“

„Das spielt keine Rolle, ich habe genug, dein Geld brauche ich nicht. Ich gebe dir den Laden so, wie er ist. Wenn du einverstanden bist, gehen wir morgen zum Notar und lassen ihn auf deinen Namen überschreiben.“

„Natürlich bin ich einverstanden, aber was wird aus ihnen?“

„Ich behalte in meiner Wohnung oben das Wohnrecht, bis ich sterbe. Dann kannst du machen, was du willst, es gehört dann alles dir. Bis es soweit ist, möchte ich in der Werkstatt weiter mitarbeiten. Was das Erbe betrifft, habe ich für meine Verwandten ein Testament gemacht.“

So geschah es. Der junge Uhrmacher war jetzt der Besitzer eines Uhrenfachgeschäfts. In diesen Zeiten kauften zwar nur wenig Menschen eine neue Uhr, aber die Reparaturen reichten für ein bescheidenes Auskommen. Der Meister lebte danach nicht mehr lange. Nicht mal ein halbes Jahr später, trugen sie ihn zu Grabe. Bisher hatte der Uhrmacher in seinem Zimmer, zu Hause in der Zechensiedlung gewohnt. Nun zog er um in die Stadt, in seine Wohnung, über seinem Geschäft. Er war jetzt eine gute Partie und die Mädchen rissen sich um ihn. Prompt verliebte er sich in die jüngste Tochter des Bäckers in seiner Straße. Das Mädchen war 20 Jahre alt, gerade richtig für ihn. Im Frühjahr 1926 wurde geheiratet. Zwei Jahre später wurde ihre Tochter geboren. Es war das Jahr, in dem das bisher größte Luftschiff der Welt, die Graf Zeppelin in Dienst gestellt wurde.

Am 20. November dieses Jahres gelang es Mitarbeitern der Deutschen Post, ein Bildsignal, über eine größere Strecke, funktechnisch zu übertragen. Die Grundlagen für das spätere Fernsehen waren gelegt. Es war zwar noch ein weiter Weg bis dahin, aber 1936 zur

Olympiade in Berlin, gab es eine erste Fernsehübertragung der Spiele für ausgesuchte Gäste.

Er engagierte sich politisch in der Stadt Bottrop. Unterstützt von seinem Schwiegervater, dem Bäckermeister, der schon länger im Stadtrat von Bottrop saß. Dann, 1930, entschied er sich, in die NSDAP einzutreten. Eigentlich mochte er Hitler nicht, denn von seinem Naturell her war er Sozialist. Das waren im Ruhrpott sowieso die Meisten, oder Kommunisten. Er hatte sich aber richtig entschieden, denn 1933 kam durch eine freie Wahl Hitler und seine NSDAP an die Macht. Da er schon länger „dazugehörte“, wurden ihm diverse Vorteile zu teil. Sein Laden blühte auf.

Mit der Zeit erweiterte er seine Angebotspalette um Schmuck. Dazu stellte er einen Goldschmied ein. Einen Uhrmacher hatte er schon vorher eingestellt. Seine Frau und er bedienten im Laden, und seine Angestellten machten die Arbeit in der Werkstatt. Sein Geschäft mauserte sich zu einer guten Adresse, wie man im Volksmund sagt. Im Jahr 1938 wurde seine Tochter 10 Jahre alt. Es war ein hübsches Mädchen. Sehr lieb und folgsam. Zu ihrem Ehrentag lud er viele Gäste ein. Zu diesem Familienfest trug seine Gattin zum ersten mal das Collier. Das war übrigens auch das einzige Mal, dass sie dies öffentlich trug. Es erregte großes Aufsehen, aber man schrieb es seinem Erfolg als Uhrmacher und Goldschmied zu, sich so etwas leisten zu können.

Durch seine Verbindung zur Politik und den Informationen die er darüber erhielt, ahnte er die dunklen Wolken die in der Ferne aufzogen. Deshalb fuhr er im Dezember 1938 in die Schweiz. Im März des Jahres waren deutsche Truppen in Österreich einmarschiert. Später, am 1. Oktober folgte der Einmarsch in das Sudetenland. Und am 9. November gab es die Reichs-

pogromnacht, mit über 400 Toten Juden. Das alles hatte ihn aufgeschreckt. Da die Schweiz in der Vergangenheit ein neutrales Land gewesen war, schätzte er, wie viele Andere auch, dass es sich an einem kommenden Krieg nicht beteiligen würde. Er richtete sich bei einer Schweizer Bank ein Konto ein und mietete sich ein Schließfach. Sein gespartes Kapital wechselte er in Schweizer Franken und zahlte es auf seinem Konto ein. Das Collier und noch anderen wertvollen Goldschmuck legte er in das Schließfach.

„Für spätere Zeiten und für unsere Tochter“, hatte er seiner Frau gesagt. Denn er hatte die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg noch gut in Erinnerung.

Am 15. März 1939 marschierten deutsche Truppen in Böhmen und Mähren ein. Es wurde immer dunkler am Horizont. Dann, am 1. September 1939 begann mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Polen der Zweite Weltkrieg. Nur drei Tage Später erklärten England und Frankreich Deutschland den Krieg. Damit waren seine schlimmsten Befürchtungen war geworden. Zunächst sah aber alles sehr gut aus. Die deutschen Truppen eroberten in sogenannten Blitzkriegen viele Gebiete. Als dann aber am 12. Mai 1940 der erste Luftangriff auf eine deutsche Stadt begann, nämlich Mönchengladbach, begriffen die Ersten, dass sich das Blatt wenden könnte. Aber offen reden durfte man darüber nicht, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, verhaftet zu werden. Ab Mai 1942 gab es dann die 1000 Bomber Angriffe, zum Beispiel am 1. und 2. Juni auf Essen. Dann hörte es nicht mehr auf. Immer wieder war das Ruhrgebiet Ziel für die Luftangriffe. Nach der Nacht des 26. Juli 1943, bei dem wieder mal Essen das Ziel gewesen war, entschloss sich der Uhrmacher seine Tochter zu entfernten Verwandten in die Eifel zu schicken. Sie ging auf die Oberschule, war

als BDM Mädchen aktiv und half als solches schon in den Krankenhäusern. Es kostete ihm etwas Mühe, aber mit der Hilfe seiner Beziehungen schaffte er es, sie freizubekommen. Anfang August reiste sie mit dem Zug nach Andernach. Von dort aus ging es nach Mayen in die Eifel. Hier wurde sie abgeholt. Von dort ging es 8 km weiter nach Kirchwald. In diesem kleinen Ort lebte ein Landwirt, der über sieben Ecken mit dem Uhrmacher verwandt war. Des Uhrmachers Tochter konnte in Mayen weiter die Schule besuchen, musste aber auf dem Hof mithelfen, weil fast alle Männer Soldaten waren. Nur die Alten waren noch im Ort und mittlerweile auch zugewiesene Kriegsgefangene.

Dann kam der Monat November 1944. Bei einem wiederholten Angriff auf das Hydrierwerk in Bottrop, traf eine Sprengbombe das Haus des Uhrmachers. Sie explodierte aber nicht, als sie das Dach durchschlug. Sie durchschlug alle Decken oder Böden, bis sie durch Zufall auf den Panzerschrank des Geschäfts traf. Erst jetzt reagierte der Zünder. Vom Panzerschrank fand man nur noch Blechstücke. Unter dem Geschäft, im Keller, hatte man einen Luftschutzraum eingerichtet. Hierhin hatten sich der Uhrmacher und seine Frau in Sicherheit gebracht. So sicher war es aber nicht, denn vom Keller blieb nur ein großer Krater übrig. Den Uhrmacher und seine Frau fand man nicht mehr lebend. Die Tochter erhielt darüber die entsprechende amtliche Nachricht.

Als 1945 der Krieg mit der deutschen Kapitulation zu Ende ging, blieb die Tochter in Kirchwald, wo hätte sie auch sonst hingehen sollen. Die Bäckerei ihres Großvaters war ebenfalls zerstört worden. Sie machte ihre Schule zu Ende und erhielt eine Belobigung wegen ihrer guten Leistungen. Sie war jetzt 18 Jahre alt aber eben noch nicht volljährig, konnte selbstständig also nichts



unternehmen. Deshalb beschloss sie, bis zu ihrer Volljährigkeit, in Kirchwald zu bleiben. Sie lernte in diesen Jahren viel über die Landwirtschaft. Ihre Gastgeberin meinte, sie sei eine perfekte Bäuerin, sogar mit Abitur. Im Jahr 1949 wurde sie 21 Jahre alt und somit volljährig. Im Jahr zuvor, am 18. Juni, hatte es eine Währungsreform gegeben. Jeder Bürger hatte zuerst 40,- DM erhalten und einen Monat später noch einmal 20,- DM, das sogenannte Kopfgeld. Seither gab es wieder alles zu kaufen. Da sie nichts Ersparnes besaß, verlor sie auch nichts beim Umtausch wie viele Andere. Allerdings war sie die Erbin des Grundstücks in Bottrop, auf dem ihr Elternhaus gestanden hatte. Das hatte seinen Wert natürlich behalten.

Als sie im August 1943 nach Kirchwald abgereist war, hatte ihr Vater der Uhrmacher ihr einen dicken Brief mitgegeben. Seine Anweisung dazu lautete:

„Wenn du 21 wirst, aber erst dann, machst du ihn auf. Es ist ganz, egal ob ich dabei bin oder nicht. Bis dahin bewahre ihn gut auf. Achte auf ihn wie auf deinen Augapfel!“

Damit hatte er sie umarmt und sich seine Tränen abwischend umgedreht. Dann war er gegangen. Sie hat ihn und die Mutter nie wiedergesehen. Jetzt saß sie in ihrem Zimmer, den Brief vor sich auf dem Tisch liegend. Mit klopfendem Herzen öffnete sie den Umschlag. Es waren verschiedene Briefbögen darin. Sie nahm alles heraus. Zunächst war da ein Brief von ihren Eltern an sie. Darin äußerten sie die Befürchtung, dass sie die Luftangriffe nicht überleben würden. Und das Deutschland den Krieg verlieren würde. Deshalb hätten sie für das zukünftige Leben ihrer Tochter Sorge getragen. Sie würde zusammen mit diesem Schreiben Unterlagen zu einem Konto in der Schweiz finden und den Schlüssel zu einem

Schließfach bei der gleichen Bank. In dem Schließfach seien ein Collier und noch verschiedene andere Schmuckstücke. Das Collier aber, sei das Wertvollste. - Sie kannte das Collier, denn sie konnte sich noch an den Tag erinnern, als ihre Mutter es getragen hatte. - Das Geld auf dem Konto solle ihr helfen, nach dem Krieg einen neuen Start zu schaffen. Dazu gab es noch ein Testament vom Vater und die Geburtsurkunde von ihr, der Tochter.

Sie musste weinen. Erst nach einer Weile beruhigte sie sich. Dann kam die Vernunft wieder durch. Sie stand auf und suchte alle Papiere, die sie besaß, zusammen. Das war die amtliche Mitteilung, dass ihre Eltern am 16. November 1944 bei einem Luftangriff ums Leben gekommen waren. Sie hatte einen deutschen Personalausweis und einen Reisepass. Den hatte sie zu ihrem 21sten Geburtstag beantragt und erhalten. Sie hatte das Reifezeugnis und die schriftliche Belobigung. Und sie hatte einen Führerschein für PKW und für den Schlepper. Den hatte sie mit 18 Jahren gemacht, denn wer auf dem Bauernhof arbeitet, muss Schlepper fahren können. Zumindest wenn einer da ist, so wie hier auf dem Hof. Lange dachte sie nach, dann entschied sie sich, den Hof zu verlassen. Ihre Gastgeber hatten das immer befürchtet. Lieber wäre es ihnen gewesen, wenn sie geblieben wäre. Weil sie inzwischen das Mädchen wie ihre eigene Tochter betrachteten.

## Die Tochter

Die Tochter des Uhrmachers reiste mit dem Zug nach Basel. Der Grenzübertritt in die Schweiz war allerdings nicht so einfach. Sie musste als Deutsche trotz des Reisepasses ein Besuchervisum beantragen. Das galt für drei Tage. Dann reiste sie nach Zürich weiter. Für sie war die unzerstörte Schweiz nicht ganz so überraschend, weil in den Dörfern der Eifel, auch alles weitestgehend ganz geblieben war. Die Großstadt Zürich verwirrte sie trotzdem zuerst etwas. Sie kam sich in ihrer dörflichen Sonntagskleidung ziemlich verloren vor. In einem einfachen Hotel verbrachte sie die Nacht. Am zweiten Tag verflüchtigte sich dieses Gefühl etwas. Sie erkundigte sich nach dem Bankhaus, bei dem das Konto war. Es war in der Innenstadt, in der Bahnhofstraße, unweit der Limmat. Das ist das Flüsschen, das durch Zürich fließt. Dort angekommen empfing man sie mit ausgesuchter Höflichkeit. So etwas war sie noch nicht gewöhnt. Ziemlich unsicher nannte sie ihre Wünsche. Der Bankangestellte nannte ihr den Stand des Kontos, der bei 3.216,12 Schweizer Franken lag. Das ist eine unheimliche Menge Geld, dachte sie. Dann durfte sie, in Begleitung einer älteren Dame, das Schließfach öffnen. Es enthielt ein ledernes Etui und eine hölzerne Schachtel. In dem Etui befand sich das Collier. In der Schachtel lagen verschiedene Stoffbeutelchen. Darin waren jeweils Schmuckstücke aus Gelbgold. Manche, wie die Ringe, waren noch mit Edelsteinen versehen. Sie sah gleich, alles zusammen in der Schachtel war nicht annähernd so wertvoll wie das Collier. Sie entschied sich dafür, das Collier im Schließfach, in der Schweiz, zu lassen. Den Kasten mit dem Schmuck nahm sie mit. Von dem Geld, auf ihrem Konto, ließ sie sich 1.000,- SF auszahlen.

Dann wandte sie sich an die Dame, die sie betreut hatte und fragte sie:

„Wo kann man hier günstig Kleidung kaufen?“

„Darf ich Mademoiselle dazu einen Rat geben?“

„Ja sicherlich, gerne“, antwortete sie.

„Mademoiselle sie sind sehr hübsch. Wenn sie noch etwas an ihrer Kleidung tun möchten, haben wir hier in der Nähe gute Geschäfte. Nicht unbedingt die Teuren, hier auf der Bahnhofstraße. Gehen sie in die Nebenstraßen. Da gibt es alles was sie zu einer guten Ausstattung benötigen, zu einem angemessenen Preis.“

Sie ließ sich noch genauer erklären, wo was zu finden sei, dann begann sie ihren Einkaufsbummel. Sie erstand nach und nach zwei Kleider einen Rock mit verschiedenen Blusen, einen Mantel, Schal und Handschuhe, zwei Strickjacken und einige Paar Seidenstrümpfe. Auch eine Reisetasche und ein Schminktäschen erstand sie. Dann kam das Schwerste, sie wollte neue Unterwäsche. Ihre Wollsachen waren für die Arbeit, besonders im Winter sehr günstig, aber zu den neuen Sachen passten sie nicht. Sie ging in ihr Hotelzimmer und zog sich um. Sie zog den Rock und eine weiße Bluse an. Ganz vorsichtig schminkte sie sich ein wenig. Als sie im Spiegel ihr Konterfei sah, war sie überrascht, eine neue junge Frau sah ihr entgegen. Sie schlüpfte in den neuen Mantel und ging noch einmal in die Stadt. In einem Wäschegeschäft ließ sie sich beraten. Eine Dame in mittleren Jahren sprach offen mit ihr.

„Sie haben eine sehr gute Figur, aber sie sollten einen Busenhalter tragen.“

Sie errötete etwas: „Meinen sie das wäre richtig?“

Bisher hatte die Tochter das nicht für notwendig gehalten. Aber jetzt, wo sie Seidenwäsche für drunter ausgesucht hatte, und eine leichte Blusen trug, war das sicher angebracht. Mit der Hilfe der Dame suchte sie sich das Passende aus. Alles in allem hatte sie am Schluss etwas mehr als die Hälfte ihrer 1.000,- Franken ausgegeben. Auch den Besuch bei einem Friseur machte sie noch. Der kürzte ihre langen Haare etwas und machte ihr eine neue moderne Frisur. Am Tag darauf packte sie ihre neuen Sachen in die Reisetasche und trat die Rückreise an. Allerdings nicht nach Kirchwald, sondern nach Bottrop zu ihren Großeltern. Die hatten nämlich ihre Bäckerei wieder aufgebaut. Mit der Hilfe von alten Freunden aus der NS-Zeit war das in der britischen Zone möglich gewesen. Jetzt nach der Währungsreform in der neuen Bundesrepublik lief das Geschäft wieder großartig.

Bottrop war kaputt. Zwar hatte man, besonders in der Innenstadt, schon vieles wieder aufgebaut, aber in den Wohnvierteln gab es immer noch jede Menge kaputte Häuser und Schutthalden. Erschüttert schritt sie durch die Straßen. Dabei bemerkte sie, dass die Menschen sie neugierig musterten. Eine junge Frau so gut gekleidet sah man hier selten. Es war ihr etwas unangenehm, deshalb beeilte sie sich, zu ihrem Elternhaus zu kommen. Dann stand sie vor den Trümmern. Außer einem Schutthaufen war nichts mehr zu sehen. Nur mühsam konnte sie sich beherrschen und ihre Tränen zurückhalten. Schnell ging sie die wenigen Häuser weiter zu der Bäckerei ihres Großvaters. Die war wieder aufgebaut, aber größer als vorher, denn ihr Großvater hatte das kaputte Nebenhaus erworben und auf beiden Grundstücken etwas Neues erbaut. Sie trat in den Laden ein:

„Sie wünschen gnädige Frau“, wurde sie von einem jungen Mädchen, in einer weißen Schürze, angesprochen.

„Ich möchte zu meinen Großvater, würden sie ihn bitte rufen.“

Einen Moment sah sie das junge Mädchen mit offenem Mund an, dann drehte sie sich um und ging eilig durch eine Tür nach hinten. Es dauerte eine Weile, bis die Tür wieder aufging und ihr Großvater, gefolgt von dem jungen Mädchen, in den Verkaufsraum trat.

„Das gibt’s doch nicht. Du hier, das hätte ich nicht erwartet. – Mensch - und wie du aussiehst, wie eine Schönheitskönigin. – Bist du das wirklich?“

Damit kam er ihr entgegen, schloss sie in seine Arme und drückte sie an sein Herz. Obwohl sie älter geworden war, hatte er sie sofort erkannt. Es war schon immer seine Lieblingsenkelin gewesen. Deshalb hatte er sich auch immer erkundigt, wie es ihr in der Eifel ging. Er hatte sogar ein Foto geschickt bekommen, von ihrer Schulentlassung. Nachdem man sich ausgiebig begrüßt hatte, kamen die ganz selbstverständlichen Fragen:

„Was willst du machen? Wo willst du wohnen? – Du kannst bei mir im Laden arbeiten und wir haben auch noch ein Zimmer für dich.“

„Langsam – langsam Opa, Eins nach dem Anderen. Zuerst freue ich mich, euch gesund wieder zu sehen. Dann nehme ich dein Angebot, zunächst bei dir zu wohnen gerne an. Allerdings, was meine zukünftige Tätigkeit angeht, habe ich eigene Pläne.“

„Was willst du denn machen, du hast doch in der Eifel nichts lernen können.“

„Das stimmt nicht ganz. Ich habe Abitur, habe einen Gesellenbrief als Landwirtin, und ein Zeugnis darüber, dass ich mehrere Jahre in der Buchhaltung, der landwirtschaftlichen Genossenschaft in der Eifel, gearbeitet habe. Und das ist genau die Sache, die ich machen möchte. Ich will mich um eine Stelle in der Buchhaltung einer größeren Firma bemühen. - Am besten in Essen da hat es eine Menge Firmen.“

„Und was wird aus uns? Wer übernimmt die Bäckerei?“

„Na hör mal Opa, das wird dein Sohn sein. Wie ich erfahren habe, ist der aus der Gefangenschaft zurückgekommen. Der war und ist Bäcker mit Leib und Seele.“

„Du hast ja Recht, der hat schon große Pläne. Er will eine Ladenkette aufmachen, hier im ganzen Ruhrgebiet und eine zentrale Bäckerei dazu. – Da kannst du mit einsteigen als Buchhalterin.“

„Lass mal Opa, ich hab's nicht so mit dem Brot und den Backwaren. Ich bin mehr für die Technik. Bei meinen Zieheltern habe ich immer die Maschinen gepflegt und repariert, zusammen mit einem Mann aus Polen, der als Zwangsarbeiter auf dem Hof war. Von dem habe ich viel gelernt. – Aber mal eine andere Frage Opa. Kannst du mir helfen, das Grundstück meiner Eltern zu verkaufen?“

„Aber klar doch, ich habe selbst Interesse daran. Du kannst sicher Startkapital gebrauchen. Ich mache dir einen fairen Preis.“

„Opa das möchte ich nicht. Ich habe für den Anfang mehr als genug Mittel zum Leben. Wenn du das Grundstück willst, gebe ich es dir umsonst. Aber ich habe eine Bitte dazu. Meine Zieheltern in der Eifel sind nicht sehr mit finanziellen Mitteln gesegnet. Sie haben mich wie ihre eigene Tochter behandelt, ernährt und meine Wünsche

erfüllt, selbst wenn sie dabei zurückstehen mussten. Bitte sende ihnen ein Viertel des Wertes vom Grundstück, als eine Morgengabe von mir.“

„Das will ich gerne tun. Ich danke dir, jetzt können wir endlich anfangen den Traum meines Sohnes zu verwirklichen. Der Wert deines Grundstücks gibt uns endlich genügend Geld dafür, den Neubau der Bäckerei zu beginnen. Ein Grundstück am Rand der Stadt haben wir schon.“

So wirkte sich, zur Zufriedenheit aller Beteiligten, die Rückkehr der Tochter aus. Diese fand recht schnell in Essen, bei einer bekannten Maschinenbaufirma, eine Stellung als Buchhalterin.

Einige Jahre später, die Tochter war jetzt 25 Jahre alt, lernte sie auf einem Faschingsball einen jungen Mann kennen. Der war, wie sich dann herausstellte, gerade mit seinem Studium des Maschinenbaus fertig. Er studierte in Aachen an der Universität und arbeitete zurzeit an seiner Diplomarbeit. Ende März würde er sie abgeben müssen. Weil er zwischendrin arbeiten musste, hatte sein Studium etwas länger als gewöhnlich gedauert. Er war jetzt 29 Jahre alt und plante schon sich selbstständig zu machen. Aber erst wollte er noch Erfahrung sammeln in einer größeren Firma, so etwa zwei höchstens drei Jahre. Der Mann war der Tochter sehr sympathisch. Man traf sich nach Fasching noch einige Male, dann musste der junge Mann nach Aachen zurück, um seine Diplomarbeit zu beenden. Die beiden schrieben sich eifrig. Dann kehrte der junge Mann in sein Elternhaus nach Essen zurück, als diplomierter Ingenieur, Fachrichtung Maschinenbau. Zwischenzeitlich hatte die Tochter bei ihrem Arbeitgeber eine Stelle, als Ingenieurin in der Konstruktion, für ihren Freund besorgt. Ein knappes halbes Jahr später heirateten sie. Sie fanden



eine schöne Wohnung in einem renovierten Altbau, in einem ruhigen Vorort von Essen. Was die Tochter ihrem Ehemann bisher verschwiegen hatte, war die Tatsache, dass sie eigentlich, für die damaligen Verhältnisse, Reich war. Natürlich wusste er, dass der Großvater seiner Frau eine Bäckerei hatte, und dass diese immer weiter ausgebaut wurde. Aber das betraf ja seine Frau nicht direkt, also sah er das nicht als ihren Mitbesitz an.

Im Jahr 1957 war es dann soweit. Der Ehemann der Tochter wollte mit einer eigenen Firma beginnen. Er hatte seit Jahren, immer nach Feierabend, Pläne gezeichnet und seine Ideen zu Papier gebracht. Zwei Patente hatte er schon eingereicht und zugesprochen bekommen. Da es ihm an Geld mangelte, hatte er weitere Patente nur vorbereitet aber noch nicht beantragt. In dieser Situation suchte er das Gespräch mit seiner Frau. Bemerkte sie noch, dass sie, obwohl der Wunsch vorhanden war, bisher auf Nachwuchs verzichtet hatten, damit die Tochter weiter arbeiten und Geld verdienen konnte.

„Liebling, ich möchte jetzt Ernst machen. Ich habe eine Fabrikhalle gesehen, die zum Verkauf steht. Das Grundstück ist riesig und ein altes Bürogebäude ist auch vorhanden. Natürlich müssen wir investieren um das alles auf Vordermann zu bringen. Aber unsere Ersparnisse und ein Kredit von der Bank könnten uns den Start ermöglichen. Was meinst du dazu?“

Versonnen sah die Tochter ihren Mann, den Ingenieur, an. In ihrem Kopf arbeitete es. Soll ich ihm sagen, was ich besitze? Dann entschied sie sich.

„Ich denke, wir brauchen keine Bank, mein Lieber. Ich bin ein böses Ehefrau, denn ich habe dir bisher etwas verschwiegen. – Ich besitze ein Konto bei einer Schweizer Bank. Und ich habe daselbst ein Schließfach.“

Darin liegt ein Schmuckstück von großem Wert. Wenn wir das verkaufen, brauchen wir keinen Kredit.“

„Das glaube ich nicht.“

„Glauben heißt nicht wissen, du musst nicht glauben du kannst es wissen – komm.“

Damit nahm, sie ihn bei der Hand und ging ins Wohnzimmer. Sie nahm ihren Nähkorb und zog ein Schubfach aus dessen Boden heraus. Dem entnahm sie eine Mappe und öffnete diese. Der Kontoauszug, den sie aus der Mappe zog, lautete auf 8.326,16 Schweizer Franken, datiert vom 31.12.1956.

„Verdammt, wie kommst du an so viel Geld?“

„Der Anfang stammt von meinen Eltern, noch während der NS-Zeit. Dann hat mein Opa gemeint, so ein Konto in der Schweiz ist etwas Feines und hat sich selbst auch eines angelegt. Mir hat er eine Beteiligung an seiner Bäckerei zugesprochen, da ich ihm Starthilfe geleistet habe, wie er dazu sagte. Und dann gehöre ich eben auch zur Familie. So zahlt er mir jährlich eine Summe auf mein Konto in der Schweiz. Die Bank arbeitet damit und das Geld wurde so immer mehr.“

„Ich werd verrückt, da habe ich eine reiche Frau geheiratet und ich weiß nichts davon.“

„Na so doll ist das auch nicht. Was ich in dem Schließfach habe ist wesentlich wertvoller. Es ist ein Collier, das mir mein Vater hinterlassen hat. Es ist aus 985ger Weißgold mit Diamanten und Rubinen besetzt. Ich kann den Wert nicht beziffern, aber über 50.000 DM ist es bestimmt.“

„Du bist verrückt.“

„Nein bin ich nicht. – Ich mache dir einen Vorschlag. Wir fahren zum Wochenende in die Schweiz und holen das Collier her. Wir sollten auch in der Schweiz, in Zürich, das Collier bewerten lassen, dann wissen wir den echten heutigen Wert.“

„Mensch, ich bin noch nie aus Deutschland herausgekommen, immer hat mir das Geld gefehlt. Jetzt sollen wir ausgerechnet in die teure Schweiz fahren!“

„Warum nicht, so teuer ist es da gar nicht. Und die Reise mit der Bahn am Rhein entlang ist sehr schön.“

„Geht aber nicht, die Schweiz ist Ausland, da benötigt man für den Grenzübertritt einen Pass, ich habe aber nur einen Personalausweis.“

„Siehst du mein Lieber, da merkt man, dass du noch nie im Ausland warst. Für die Schweiz und auch zum Beispiel für Österreich, kann man sich an der Grenze ein Tagesvisum ausstellen lassen. Das gilt dann für drei Tage. Für unsere Angelegenheit reicht das allemal.“

„Woher weißt du das alles?“

„Weil ich schon in der Schweiz war, allerdings mit Reisepass. Aber ich habe beim Grenzübertritt gesehen, wie andere auf diese Weise eingereist sind.“

„Also gut, fahren wir in die Schweiz.“

Der Ingenieur und seine Frau fuhren am darauffolgenden Wochenende in die Schweiz. Beide genossen die Zugfahrt. Besonders die Strecke am Rhein entlang. Von Koblenz aus ging es am linken Rheinufer flussaufwärts bis Mannheim. Dabei kamen sie am Binger Loch vorbei, am Loreleyfelsen, am Mäuseturm und diversen anderen Sehenswürdigkeiten. Von Mannheim aus ging es auf der rechten Rheinseite über Freiburg bis Basel.

Die Grenzformalitäten in Basel waren relativ schnell erledigt. Dann ging es weiter nach Zürich. Nach einer langen Fahrt trafen sie am Freitagabend dort ein. Zuerst standen sie etwas unentschlossen vor dem Bahnhof der Stadt Zürich. Dann erinnerte sich die Tochter daran in welchem Hotel sie vor fast 8 Jahren gewohnt hatte. Sie steuerten auf ein Taxi zu und sie nannte den Namen des Hotels, eine Adresse hatte sie nicht. Zum Glück kannte der Taxifahrer das Hotel. Sie stiegen ein und das Taxi fuhr los. Vor dem Hotel kamen ihr doch Zweifel, da sie keine Zimmervorbestellung hatten. Ihr Mann ging kurz entschlossen in die Rezeption und verlangte ein Doppelzimmer, was er auch anstandslos bekam. Sie aßen noch im Hotelrestaurant zu Abend, dann fielen sie übermüdet ins Bett.

Beim Frühstück sprachen sie über das, was sie heute Vormittag erledigen wollten. Die Tochter sagte plötzlich:

„Meinst du wirklich, dass wir alles Geld mitnehmen sollten?“

Der Mann sah seine Frau ratlos an und bemerkte:

„Wieso kommen dir auf einmal bedenken? Willst du etwa das Geld auf einmal hier lassen?“

„Bedenke doch mal, wenn wir alles mitnehmen, haben wir keinen Notgroschen mehr!“

„Was heißt hier Notgroschen – vorher hatten wir auch keinen Notgroschen.“

„Das stimmt nicht, seit meinem 21sten Lebensjahr habe ich das alles zur Verfügung gehabt. Nein, eigentlich schon seit dem Tod meiner Eltern im Jahre 1944. Jetzt steht es dir zur Verfügung um deinen Traum zu verwirklichen. – Ich möchte dir deshalb einen Vorschlag machen. Wir holen das Collier aus dem Schließfach und

lassen es bewerten. Liegt der Wert über 50.000,- D-Mark, lassen wir das Bankkonto unberührt. Was meinst du dazu?“

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Schmuckstück so wertvoll sein sollte. Aber egal sollte es so sein, bin ich einverstanden.“

Mit dieser Verabredung machten sie sich auf zur Bank, um das Collier zu holen. Später bei einem Juwelier in der Bahnhofstraße kam für den Mann die Überraschung. Der Wert des Colliers wurde von Fachmann, nach eingehender Prüfung, auf 52.000,- Schweizer Franken geschätzt. Sie mussten etwas für das Gutachten bezahlen, was sie gern taten. Weil der Mann immer noch unsicher war, suchten sie einen weiteren Juwelier auf. Der meinte nach kurzer Prüfung, dass das Collier ca. 54.000,- CHF (Schweizer Franken) wert sei. Er bot an für 50.000,- CHF das Collier zu kaufen. Aber die Tochter lehnte ab. Sie wollte hier in der Schweiz das Collier nicht verkaufen. Vorher, im Hotel, hatte sie sich den aktuellen Stand der Wechselkurse besorgt. Demnach stand der Kurs zur Zeit auf 0,98 zu 1. Das bedeutete die D-Mark war geringfügig mehr Wert als der Schweizer Franken. Sie hätten beim Umtausch des Geldes, wenn sie das Collier hier verkaufen würden, etwas verloren. Die Tochter hoffte in Deutschland den gleichen Preis, oder noch etwas mehr, in D-Mark zu bekommen.

Später am Nachmittag saßen sie in ihrem Hotelzimmer und überlegten wie sie das Schmuckstück über die Grenze nach Deutschland bringen könnten. Sie wussten nicht wie und in welchem Umfang, an der Grenze kontrolliert werden würde. Nach einiger Überlegung beschlossen sie folgendes Vorgehen. Sie wollten etwas kaufen was in der Menge und Art ohne Zoll, aus und eingeführt werden durfte. Das wollten sie alles an-

geben. Die Tochter sollte das Collier unter ihren Busen im Büstenhalter verbergen. Das Etui sollte für ein billiges Schmuckstück, das sie noch schnell kaufen wollten, verwendet werden. So, dachten sie, würden sie bei der Kontrolle nicht auffallen.

Als sie dann im Zug saßen und die Grenzbeamten kamen, war der Mann allerdings sehr aufgeregt. Die Zöllner hatten natürlich ihre Erfahrung. Und so durchsuchten sie das Gepäck der Beiden sehr Gründlich. In der Aufregung hatte der Mann vergessen das neu gekaufte Schmuckstück anzugeben. Das war letztlich ihr Glück. Die Tochter, die wesentlich weniger Aufgeregt war, hatte das in ihrer Handtasche. Der Zollbeamte der die Tasche untersuchte, fand darin das Etui. Er öffnete es und das nicht sehr wertvolle Schmuckstück fiel heraus. Das es neu war sah er sofort. Eigentlich hätte ihm der Altersunterschied zwischen Schmuck und Etui auffallen müssen. Aber er nahm das nicht zur Kenntnis, oder dachte sich nichts dabei. Jedenfalls mussten sie für das neu erworbene Schmuckstück, dessen Kaufbeleg sie vorweisen konnten, noch etwas Zoll bezahlen. So hatten sie unfreiwillig erfolgreich den Zoll getäuscht. Später auf dem Weg nach Stuttgart, sie hatten für die Rückfahrt eine andere Strecke gewählt, ging die Frau in die Zugtoilette und nahm das Collier aus ihrem BH. Sie versorgte es in das Etui und hängte sich die Kette aus der Schweiz, um den Hals.

Da sie das Collier verkaufen wollten, kam die Tochter nicht auf die Idee es einmal zu tragen. Schon einige Wochen später war es nicht mehr in ihrem Besitz. Sie hatten in Essen mehrere Juweliere aufgesucht, aber keinen gefunden der Interesse hatte das teure Stück zu erwerben. Dann waren sie nach Düsseldorf gefahren, aber auch hier fand sich kein Käufer. Zurück in Essen

versuchten sie es noch einmal. Allerdings bei einem anderen Juwelier. Sie hatten einen Tipp erhalten, dass es einen relativ kleinen Laden gab, der aber sehr teure Sachen hatte und die Ruhrpott Hautevolee belieferte. Sie betraten den Laden und der Besitzer, ein mittelgroßer sehr feiner Herr, trat ihnen entgegen.

„Womit kann ich den Herrschaften dienen?“, wurden sie angesprochen.

Der Mann legte das Collier vor und sprach:

„Wir möchten dies alte Familienerbstück verkaufen, hätten sie eventuell Interesse?“

Der Juwelier nahm das Collier in die Hand und betrachtete es ausgiebig. Dazu nahm er auch noch seine Lupe zur Hilfe. Nach geraumer Zeit bemerkte er:

„Das ist ein altes Stück, stammt offensichtlich aus einer französischen Werkstatt. Es ist eine sehr saubere und wertvolle Arbeit. – Ich bin gern bereit das Collier zu kaufen, allerdings, über den Preis muss ich noch nachdenken. Es geht mich zwar nichts an, aber woher haben sie das Stück?“

Die Tochter beantwortete die Frage des Juweliers recht freimütig:

„Es stammt von meinem Vater, er war selbst Uhrmacher und Juwelier in Bottrop. Er hat es aus dem ersten Weltkrieg mitgebracht. Wie er dazu gekommen ist weis ich allerdings nicht.“

„Hm – es scheint also legal zu sein. Bitte seien sie mir nicht böse dass ich gefragt habe, aber ich muss mich absichern. Bei solch kostbaren Schmuckstücken wird heute öfter gestohlene Ware angeboten.“

„Da können sie ganz sicher sein, dieses Collier hat schon meine Mutter getragen als ich noch Kind war. Dafür gibt es einige noch lebende Zeugen.“

„Also gut, Ich nehme das Collier und biete ihnen dafür 56.000,- DM.“

„Das ist uns etwas zu wenig“ antwortete der Mann. „Wir wollen eine Fabrik gründen, dazu benötigen wir Startkapital. Das Collier soll uns dabei helfen uns nicht zu sehr bei den Banken zu verschulden. Sie verstehen schon, wegen des Risikos am Anfang einer neuen Produktion.“

„Ich verstehe das sehr gut, aber bedenken sie auch meine Situation. Ich gebe ihnen ein kleines Vermögen für das Schmuckstück. Ob und wann ich es wieder verkaufen kann ist dabei völlig offen.“

„Für uns zählt jede Mark, bitte prüfen sie doch noch mal ihre Möglichkeiten.“

Nach einer kleinen Weile, in der der Juwelier in sich gegangen war, erhöhte er den Preis auf 58.000,-DM. Damit erklärten sich der Mann und die Tochter einverstanden. Nachdem die Formalitäten erledigt waren, verließen die Beiden das Geschäft um 58.000,- DM reicher. Damit erfüllten sie sich ihren Traum von einem eigenen Unternehmen.

Es sei noch bemerkt, dass der Mann ein erfolgreicher Lieferant für die Bergwerksindustrie wurde. Erst viel später, als die Zechen im Ruhrgebiet reihenweise geschlossen wurden, ging das Geschäft bergab. Aber da störte es ihn nicht mehr, denn er hatte sich da schon mit seiner Frau, der Tochter, zur Ruhe gesetzt. Der Betrieb hatte da schon neue Besitzer gefunden.



## Der Juwelier

Der Juwelier versorgte das Collier in seinen alten Panzerschrank. Da lag es eine ganze Weile. Er hatte seiner Frau nichts von dem Kauf erzählt, weil er nicht wollte, dass sie wegen des vielen Geldes beunruhigt wurde. Dann trat eine Situation ein, mit der er nicht gerechnet hatte.

Eines Nachts, an einem Wochenende, ging seine Alarmanlage los. Die Leute in der Nachbarschaft des Geschäfts, alarmierten die Polizei. Einer der Nachbarn, rief dann auch bei ihm an, da er außerhalb Essens wohnte. Als die Polizei an seinem Geschäft eintraf stellte sie einen Einbruch fest. Offensichtlich waren Personen, von der Rückseite des Gebäudes her, in den Laden eingedrungen. Sie hatten die alte Alarmanlage stillgelegt und in aller Ruhe den Panzerschrank aufgeschweißt. Das muss Stunden gedauert haben, stellten die Kriminalbeamten später fest. Was dann doch noch den Alarm ausgelöst hat, konnte allerdings nicht ermittelt werden. Jedenfalls waren alle Sachen aus dem Panzerschrank verschwunden. Der Juwelier musste später eine Liste erstellen, was alles in dem Schrank gelagert war. Es waren einige wertvolle Uhren, eine Kollektion Ringe mit kostbaren Steinen, diverse Armringe und Ketten aus Gold und eben das Collier. Sein Glück war, dass alle Schmuckstücke versichert waren. Er hatte das Collier direkt nach dem Kauf in seine Versicherungsunterlagen übernommen. Dazu war extra ein Experte von der Versicherung zu ihm ins Geschäft gekommen. So gesehen war ihm, außer dem Verlust des alten Panzerschranks, kein weiterer Schaden entstanden. Das Beseitigen der Einbruchsspuren an der rückwertigen Tür, übernahm auch seine Versicherung. Aber der Juwelier ärgerte sich trotzdem. Das Collier hatte es ihm angetan, er wollte es

unbedingt zurückhaben. Die anderen Sachen waren ihm nicht wichtig, bis vielleicht noch auf eine Uhr. Eine Rolex aus Gold, bei der das Zifferblatt mit Diamanten besetzt war. Aber deren gab es noch mehr, also war das verschmerzbar. Aber das Collier war ein Unikat, so etwas würde er wahrscheinlich nie wieder bekommen.

Juweliere gibt es nicht so häufig, deshalb kennen sich die Meisten in der Region untereinander. Der Juwelier rief also alle seine Kollegen an, die hier in der Gegend mit solchen Schmuckstücken Handelten. Er beschrieb wie das Collier aussah und bat darum ihn zu unterrichten, wenn dies irgendwo angeboten werden würde. Die Kriminalpolizei ihrerseits, kannte die Hehler, die für ein solches Geschäft in Frage kamen und beobachtete diese. Es sollte aber geraume Zeit vergehen, bevor die Polizei einen Hinweis erhielt. Von den anderen geraubten Preziosen erfuhr man nie etwas. Das Collier wurde aber nach fast einem halben Jahr in Düsseldorf einem windigen Juwelier angeboten. Weil dem das Geschäft zu heiß war, gab er der Polizei einen Tipp. Ob in der Zeit zuvor das Collier irgendwo anders angeboten worden war, ist nicht bekannt geworden.

Die Kriminalpolizei suchte daraufhin die beschriebene Person. Einige weitere Hinweise bei den Ermittlungen, brachten sie endlich auf die richtige Spur. Zwei Wochen nach dem ersten Hinweis hatten sie den, oder besser einen der Diebe. Der verriet natürlich nicht seine Kumpane. Allerdings fanden sie das Collier, das in seinem Besitz war. Damit konnte es seinem wahren Besitzer, dem Juwelier zurückgegeben werden. Die Versicherung hatte natürlich in der Zwischenzeit, vertragsgemäß, alle geraubten Stücke bezahlt. Der Juwelier musste nun das Geld für das Collier an die Versicherung zurückzahlen, was er auch umgehend tat. Aus dieser

Erfahrung klug geworden, hatte er nach dem Einbruch seinen Laden erheblich besser sichern lassen. Auch einen neuen Safe hatte er sich angeschafft. Hier hinein legte er jetzt das kostbare Collier.

Wieder verging fast ein halbes Jahr, als ein angesehenener Unternehmer aus Essen, sein Geschäft betrat. Er kannte den Mann, der in der ganzen Gegend sehr geschätzt wurde und dessen Familie ein großes Ansehen genoss.

„Womit kann ich diesmal Herrn Knott dienen?“ war seine Frage.

„Wie sie sicher aus der Presse entnommen haben, hat meine Frau vor einem halben Jahr meinen Sohn und Erben geboren. Ich war so mit Arbeit überhäuft, dass ich nicht dazu gekommen bin meiner Frau ein adäquates Geschenk zu machen. Da sie demnächst Geburtstag hat, will ich dies nachholen. Hätten sie da etwas Passendes da?“

Der Juwelier überlegte. Herr Knott war ein Unternehmer des alten Schlages. Sehr Reich und als der Firmen- und Familienpatriarch bekannt. Bei den Geschenken für seine Frauen war er nie geizig oder sparsam. Im Gegenteil ob Ehefrau oder Geliebte, er kaufte immer großzügig. Also bat der Juwelier um einen Moment Geduld und holte aus dem Safe verschiedenen Stücke und auch das Collier. Dieses legte er auf eine grüne Samtdecke, so dass die Rubine und Diamanten ihre volle Wirkung entfalten konnten.

Der Patriarch war beeindruckt. Auch war ihm als Kenner sofort klar, das ist ein sehr wertvolles Stück. Da er eine Frau mit adeligen Wurzeln geheiratet hatte, um seinen Namen nicht nur mit Geld sondern auch mit Würde und einem Titel zu schmücken, war das sicher ein

passendes Geschenk. Er begann die Preisverhandlung, denn was seine Augen hier gesehen hatten, wollte er unbedingt haben. Der Juwelier nannte ihm die Summe von 71.000,- DM. Nach zähem Ringen, hatte er ihn auf 67.500,- DM heruntergehandelt. Als strahlender Sieger verließ er das Juweliergeschäft.

Der Juwelier lächelte nur, hatte er doch 9.500,- DM verdient, ein gutes Geschäft. So hatte er sich das beim Erwerb des Colliers vorgestellt.

## Der Patriarch und sein Sohn

Mit dem Collier in der Tasche kehrte der Patriarch in seine Villa zurück. Seinem Schofför hatte er eingeschärft, über den Besuch beim Juwelier Stillschweigen zu bewahren. Nicht ganz 14 Tage später fand in der Villa des Patriarchen eine große Gesellschaft statt. Seine Ehefrau hatte Geburtstag und sein Sohn wurde, als Erbe der Knott'schen Dynastie, den anwesenden Gästen offiziell vorgestellt. Hier legte der Patriarch seiner Ehefrau das Collier als Geschenk um den schlanken Hals. Alle Gäste waren des Lobes voll und machten entsprechende Bemerkungen.

Einige Wochen später, hing der Hausseggen allerdings mächtig schief. Durch die Indiskretion einer entlassenen Hausangestellten, erfuhr die Presse von einer Geliebten des Patriarchen. Hinter vorgehaltener Hand hatte man schon lange gemunkelt, dass es da noch andere Frauen gab. Aber offiziell galt die Ehe der Knotts als vorbildlich. Jetzt, nach der Veröffentlichung des Artikels über eine Geliebte des Patriarchen, mit der Beschreibung der wirklichen Situation im Haus des Patriarchen, hatte die Öffentlichkeit genügend Grund sich die Mäuler zu zerreißen. Als Folge davon trennte sich das Ehepaar, denn auch die Ehefrau hatte schon lange die Vermutung, dass es da noch andere Frauen gab. Natürlich kam eine Scheidung nicht in Frage. Aber die Ehefrau zog aus, in eine eigene Villa. Sie lebte fortan allein mit ihrem Sohn. Wenn man das so nennen will. Allein bedeutete hier mit fünf Hausangestellten und einem Schofför. Natürlich stand ihr jeglicher Komfort zur Verfügung. Jeder der Beiden hatte seinen eigenen Kreis von Freunden und Bekannten, den man pflegte. Der Patriarch schwieg und Zahlte. Wichtig für ihn war lediglich der Erbe. Der wurde als Franz Knott von Brett und

Lautbach, ganz im Sinne der Familientraditionen, erzogen.

Als seine Schulzeit begann bekam er Privatlehrer, die ihm außer Englisch, Französisch und Spanisch auch eine Menge über Physik, Chemie und Mathematik beibrachten. Natürlich gehörte der Kunstunterricht, Literatur und auch Sport zum Lehrprogramm. Nur Freunde und Spielgefährten hatte er keine.

Viele Jahre später, der Sohn war mittlerweile ein junger Mann geworden, stand die Frage des Studienortes im Raum. Es wurden mehrere Orte in die engere Wahl gezogen. Die FU in Berlin war zu unruhig und Berlin war auch eine geteilte Stadt. Irgendwie passte das nicht zu den Traditionen des Hauses. Die USA kamen für den Anfang seines Studiums nicht in Betracht. Dorthin würde er später gehen müssen, um die wichtigsten Familien und Personen kennen zu lernen für seine spätere Stellung als Erbe des Firmenimperiums. Aber jetzt, zu Beginn seines Studiums, war eigentlich nur die Sorbonne in Paris der richtige Ort.

So kam der junge Mann, Sohn einer alten Unternehmerfamilie und eines deutschen Adelshauses, als 18 Jähriger, gerade volljährig geworden, in die Seinestadt Paris. Er brauchte sich natürlich keine Studentenbude zu suchen, wie seine Kommilitonen. Er wohnte in einem kleinen aber feinen Hotel. Das lag relativ nahe an seiner Universität. Hier begann er ein Jura und Wirtschaftstudium. Sein Vater hatte ihm eingeschärft, er könne sich ruhig die Hörner abstoßen. Allerdings solle er aufpassen und verhüten, denn einen illegalen Nachwuchs könne man in der Familie nicht brauchen.

„Ich soll also Pariser benutzen“, meinte der Sohn.

„Richtig, du sollst Kondome benutzen, wenn du dich mit den Mädchen vergnügst. Bitte denke immer daran.“

So ermahnt, und wirtschaftlich gut gerüstet, traf er in Paris ein. Er fand natürlich schnell Freunde und Freundinnen unter seinen Kommilitonen. Die nahmen ihn mit, in das süße Leben der Stadt. Da er früher solches nie erlebt hatte, genoss er seine neu gewonnene Freiheit. Seine Erziehung Zuhause, war allerdings von Disziplin gekennzeichnet gewesen. Das prägte auch sein Leben in Paris. Obwohl er das süße Leben der Stadt schätzen lernte, vergaß er auch nicht warum er in der Stadt war. Sein Studium kam nicht zu kurz. Im Gegenteil, er galt als einer der besten Studenten seines Jahrgangs. Auch sein Name war ein Türöffner. Er fand Eingang in die vornehmen Familien, weil er nicht nur über einen adeligen Namen verfügte, sondern auch aus einem Geldhaus stammte. Auf Vorbehalte gegenüber den Deutschen, traf er so, selten.

Es war im 5ten Semester, er arbeitete gerade an einer Vorprüfungsarbeit, da traf er bei einer Party, die eine der ersten Familien Frankreichs gab, eine junge Dame, in die er sich sofort verliebte. Sie war Dunkelhaarig mit großen braunen Augen. Ihre Figur war sehr schlank und sie war elegant gekleidet. Daher kam er auch nicht auf die Idee, dass es ebenfalls eine Studentin sein könnte. Er brauchte eine Weile, um zu erfahren wer dieses Mädchen war. Seine Kommilitonen halfen ihm dabei. Dann war es klar, sie stammte aus einen nicht sehr vermögenden, aber alten französischen Adelsgeschlecht. Das Adelshaus war früher mal in der Argonne heimisch gewesen. Wie er erfuhr, studierte sie ebenfalls an der Sorbonne, allerdings bildende Kunst. Diese Sparte wurde in ganz anderen Räumen außerhalb der eigentlichen Uni gelehrt. Das war möglicherweise der

Grund, warum sie sich auch vorher noch nie begegnet waren.

Der Sohn, war von diesem Mädchen, oder besser gesagt, dieser jungen Frau, sehr angetan. Er bemühte sich um sie, was nach einiger Zeit auch zum Erfolg führte. Die junge Frau wurde seine Geliebte. Nach dem Abschluss seiner Vorprüfungsarbeit fuhr er zu seinen Eltern nach Hause. Hier berichtete er seiner Mutter begeistert von der Jungen Dame. Die Mutter bemerkte sofort das sich ihr Sohn ernsthaft verliebt hat. Da sie keine Vorbehalte hatte, hatte sie auch nichts dagegen einzuwenden, wenn ihr Sohn das Mädchen heiraten würde. Anders der Patriarch. Er hatte längst eine, in seinen Augen, entsprechende gute Partie für seinen Sohn vorgesehen. Für ihn war wichtig durch eine Heirat seine Geschäftsbeziehungen zu erweitern, oder zu sichern. Deshalb kam ein Ehepartner, den sich sein Sohn selbst aussuchte, für ihn nicht in Betracht. Da der Sohn aber im Haus der Mutter aufgewachsen war, hatte der Wunsch des Vaters weniger Bedeutung für ihn. Er wagte es also, seinem Vater zu widersprechen. Das nahm ihm der Vater übel. Kurzerhand wurde er gezwungen das Studium in Paris abzubrechen. Durch die Beziehungen des Patriarchen gelang es, kurzfristig einen Studienplatz in Boston (USA) zu bekommen. Der Sohn wurde unverzüglich nach Amerika in Marsch gesetzt. Ade junge Dame - ade Paris!

Notgedrungen, der Sohn hatte ja kein eigenes Einkommen, folgte er der Weisung seines Vaters dem Patriarchen. Allerdings fand er noch Zeit, unter der Mithilfe seiner Mutter, ihr einen Brief mit einer Erklärung der Situation zu schreiben. Der Vater dagegen nahm richtig an, wenn die Frau aus den Augen ist, kommt sie mit der Zeit auch aus dem Sinn. Zumal es in USA auch eine



Menge junger hübscher Mädchen gibt. Offensichtlich ging die Rechnung des Patriarchen auch auf. Die Zeit in den USA wurde dem Sohn auch nicht lang. Natürlich, anfangs trauerte er seiner Liebe in Paris nach, aber bald hatte er eine neue Freundin. Doch so ganz vergaß er das Mädchen an der Seine nicht.

Es vergingen einige Jahre und der Sohn schloss sein Studium ab. Er hatte nun einen Master of Business, und einen in Jura, das ist der Master of Laws. So gerüstet kehrte er nach Deutschland zurück. Der Vater wollte nun, dass der Sohn die Ochsentour beginnen sollte, sich im Konzern hochzuarbeiten. Das wollte der Sohn keinesfalls. Es gab eine lange und sich bis zum lautstarken Konflikt steigende Auseinandersetzung.

„Ich habe nicht studiert um als Lehrling in deinen Laden einzusteigen“, war die letztendliche klare Aussage des Sohnes, am Ende der heftigen Auseinandersetzung.

„Dann werde ich dafür sorgen, dass du nirgends in Deutschland eine passende Stelle finden wirst.“ Entgegnete zornig der Patriarch.

Damit endete das Gespräch zwischen Vater und Sohn. Allerdings vergaß der Patriarch, dass auch seine Macht beschränkt war. Denn der Sohn versuchte erst gar nicht in Deutschland eine adäquate Anstellung zu finden. Es zog ihn nach Frankreich, nach Paris, der Stadt in der er seine große Liebe zurückgelassen hatte. Fast vier Jahre waren seither vergangen. Aber wirklich vergessen hatte er sie nicht. Doch es sollte anders kommen. Er fand keine Stellung in Paris oder Umgebung die seinen Interessen entsprach. Möglicherweise hatte auch da noch sein Vater seine Hand im Spiel. Wie dem auch sei, er traf bei seiner Stellungsuche einen früheren Kommilitonen, aus seiner Zeit an der Sorbonne wieder. Dieser lud ihn ein nach England zu kommen. In London,

wo er seit einigen Jahren arbeite, gäbe es für gut ausgebildete junge Leute immer eine gut bezahlte Arbeit. Er ließ sich nicht lange bitten und ging nach London. Tatsächlich fand er schnell, bei einem namhaften Beratungsunternehmen, eine gute Stellung. Dazu trug natürlich auch bei, dass er erstklassige Abschlüsse, von einer US Amerikanischen Eliteuniversität, vorweisen konnte. In der ganzen Zeit hatte er engen Kontakt mit seiner Mutter gehalten. Diese sorgte sich etwas um ihn, weil es keine Anzeichen gab, dass er eine feste Verbindung mit einer Frau eingehen wollte.

„Ich habe noch nicht die Richtige gefunden“, war seine Aussage dazu.

Die Mutter hatte das Collier niemals wieder getragen. Ihre Absicht war, es dem Sohn zu geben, wenn er eine Frau fürs Leben gefunden hätte. Der Sohn suchte aber nach der jungen Frau die er in Paris zurück lassen musste, als er gezwungen wurde, nach Amerika zu gehen. Immerhin waren einige Jahre vergangen und bestimmt hatte diese Frau längst einen festen Freund oder war schon verheiratet, sagte er sich. Trotzdem suchte er weiter.

Sein Vater dagegen hatte es aufgegeben ihn nach seinen Planungen verkuppeln zu wollen. Vater und Sohn waren sich völlig fremd geworden. Deshalb hatte der Patriarch einen Geschäftsführer eingesetzt und plante sich aus seinem Unternehmen, das längst eine Aktiengesellschaft geworden war, zurückzuziehen. Die Neuen Verantwortungsträger hatten zusätzliche Partner und deren Geld in das Unternehmen geholt, um die Aktivitäten auszuweiten. Der Patriarch zog sich zurück in den Aufsichtsrat und überließ die Führung seines Imperiums weitestgehend den Geschäftsführern.

Da er noch beträchtliche Anteile, in Form des größten Aktienpakets, an dem Unternehmen besaß, war sein Lebensstiel nach wie vor vom Reichtum geprägt. Den Traum von der Übergabe des Unternehmens an seinen Sohn, hatte er aufgegeben.

## Der Sohn

Im Sommer ist Paris, wie immer in dieser Zeit, für zwei Monate fast ausgestorben. Alles zieht in den Süden Frankreichs, um dort Urlaub zu machen. Ausgerechnet zu dieser Zeit musste der Sohn nach Paris, wegen einer wichtigen geschäftlichen Besprechung. Diese Gelegenheit nutzte der Sohn um persönliche Nachforschungen nach dem Verbleib seiner Jugendliebe anzustellen. Die von ihm beauftragte Detektei hatte ihm noch keine brauchbaren Ergebnisse geliefert.

Zuerst benutzte er die Adressbücher, aber er fand ihre Adresse nicht. Allerdings stieß er auf die Adressen von zwei seiner früheren Kommilitonen an der Sorbonne. Der Eine war nicht zuhause. Die Concierge sagte ihm, dass die Familie in Urlaub im Süden sei. Den Anderen traf er nach mehreren Versuchen an. Dieser lud ihn zu einem Glas Bier in eine nahegelegene Brasserie ein.

„Seit wann trinkst du Bier“, fragte der Sohn.

„Seit ich im Pariser Büro einer deutschen Firma arbeite. Ich muss daher öfter nach Deutschland und habe mir dabei das Biertrinken angewöhnt“, war seine Antwort. „Aber um mich das zu fragen bist du nicht nach Paris gekommen oder?“

„Nein natürlich nicht, ich bin geschäftlich in Paris. Warum ich dich aufgesucht habe hat einen anderen Grund. Erinnerst du dich noch an die schlanke Studentin mit der ich hier bei meinem Studium an der Sorbonne befreundet war?“

„Na klar, aber dein Abgang war nicht sehr eindrucksvoll. Warum bist du damals eigentlich nicht mehr zurückgekommen, als du in der Vorprüfung warst?“

„Mein Vater hat mich wegen dieses Mädchens nach USA geschickt. Ich hatte die Absicht sie zu heiraten, das wollte er unterbinden. Das hat mich übrigens ein Jahr länger zu meinem Studienabschluss gekostet.“

„Und du hast dir das gefallen lassen?“

„Was sollte ich machen? Ich hatte keine Mittel auf eigenen Füßen zu stehen, also blieb mir nichts Anderes übrig als zu gehorchen.“

„Ich hätte mir das nicht bieten lassen, aber egal, was willst du heute von mir?“

„Weist du wo Marianne geblieben ist? Ist sie verheiratet? Oder kannst du in Erfahrung bringen was sie macht, und wo sie wohnt?“

„Zunächst mal, ich hab sie aus den Augen verloren als du verschwunden bist. Das bedeutet, ich weiß nichts aktuelles über sie. Aber – ich kann versuchen etwas zu erfahren. – Kannst du dich noch an Poule erinnern?“

„Nein wer war das?“

„Das war der unscheinbare kleine Kerl, den wir immer durch den Kakao gezogen haben. Der Student der Rechte, ein Semester über uns.“

„Ach der – den habe ich völlig vergessen.“

„Aus dem ist ein Kriminalbeamter geworden. Der hat schon einige Erfolge in seinem Dienst gehabt. Den treffe ich öfter, um ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Ihn kann ich bitten uns zu helfen die Adresse von Marianne heraus zu finden.“

„Das ist eine prima Idee. Wann triffst du den Mann wieder?“

„Das weiß ich nicht. Wir verabreden uns nur per Zuruf, wenn er Zeit hat.“

„Das ist dumm, ich kann nicht länger bleiben, denn meine geschäftlichen Angelegenheiten sind heute abgeschlossen worden. Morgen fliege ich zurück nach London.“

„Gib mir deine Adresse. Sobald ich etwas in Erfahrung gebracht habe rufe ich dich an. Dann kannst du entscheiden wie du weiter vorgehst.“

Es wurde noch ein feuchtfröhlicher Abend, der sehr spät zu Ende war. Danach, in London, wartete der Sohn gespannt darauf eine Nachricht zu erhalten. Seine Geduld wurde dann doch ziemlich strapaziert, denn es dauerte noch fast 2 Monate bevor er die Adresse von Marianne, seiner Studentenliebe, bekam. Da sie unter ihrem Mädchennamen gemeldet war, konnte er schlussfolgern, dass sie noch nicht verheiratet war. Sie wohnte nicht in Paris, sondern in einem kleinen Ort in der Nähe von Reims. Der Ort liegt an der Marne, er heißt Épernay. Der Kriminalpolizist hatte auch ermittelt, dass sie in einem Kindergarten als Erzieherin arbeiten würde.

Mit diesen Informationen ausgerüstet, machte sich der Sohn auf den Weg um seine Studentenliebe zu finden. In der zweiten Septemberwoche des Jahres 1983 fuhr der Sohn des Patriarchen mit seinem Auto, einem Jaguar XJ6, nach Épernay um Marianne zu suchen. Als Erstes suchte er die angegebene Adresse auf. Aber hier fand er sie nicht. Eine auskunftswillige Nachbarin konnte sich erinnern, dass mal eine schlanke junge Frau für kurze Zeit dort gewohnt habe. Wo sie dann hingezogen sei, wüsste sie aber nicht. Das war ernüchternd, aber so schnell gab der Sohn nicht auf.

Zunächst suchte er sich eine Unterkunft. Und er fand ein kleines Hotel am Marktplatz, in dem er sich ein Zimmer mietete. Dann ging er, diesmal zu Fuß, erneut zu der Nachbarin, die ihm Auskunft gegeben hatte und fragte sie:

„Gibt es hier im Ort einen Kindergarten?“

„Natürlich gibt es einen Kindergarten“, antwortete diese. „Es gibt sogar zwei. Einen von der Kirche und einen den die Gemeinde eingerichtet hat.“

„Wo finde ich diese?“

„Der Eine ist neben der Kirche im Gemeindehaus. Und der Andere ist in der Nähe des Rathauses in einem neuen Gebäude neben der Schule. Sie können Beide nicht verfehlen wenn sie von hier aus zum Rathaus gehen.“

„Danke, sie haben mir sehr geholfen.“

Ohne noch lange zu zögern, schlug er die Richtung zum Rathaus ein um nach den Kindergärten zu suchen.

In dem Gemeindecindergarten hatten die Betreuerinnen an diesem Tag einen Ausflug eingeplant. Es war ein Spaziergang zur Marne, die durch den Ort fließt. Auf dem Rückweg kam die ganze Mannschaft an einem kleinen Hotel vorbei, das am Rande des Marktplatzes lag. Vor dem Hotel stand eine Nobel-Limousine, ein grüner Jaguar mit englischem Kennzeichen. Vorn auf der Haube war die markante Kühlerfigur, der springende Jaguar, zu sehen. Das veranlasste einige „Experten“ unter den Kindern stehen zu bleiben und den Wagen fachmännisch zu begutachten. Eine der Erzieherinnen wurde aufmerksam. Sie kam zu der Gruppe der „Experten“ und wollte wissen was es gäbe. Dabei fiel ihr

Blick auf die rechte Tür, die von einem kleinen Wappen geziert wurde. Das Wappen kannte sie. Auch sie selbst führt ein Familienwappen, daher sind ihr solche Dinge nicht unbekannt. Sie blickte in das Wageninnere und sah eine Mappe auf dem Rücksitz liegen, die das gleiche Wappen wie auf der Tür trug. Sie erschrak und ihr Inneres wurde aufgewühlt, wegen der Erinnerungen, die ihr sofort wieder einfielen. Sie hatte geglaubt, dass das alles vergessen wäre, aber sie hatte sich geirrt. Mit einem Schlag war ihr die Situation vor 4 Jahren wieder gegenwärtig. Sie schalt sich eine Närrin, wieso sie annehmen könnte, dass dies Auto etwas mit der Sache von Damals zu tun hätte, nur weil dies Wappen darauf ist. Tief beunruhigt trieb sie die Kinder zur Eile an, zurück zum Kindergarten. Später versuchte sie ihre Unruhe wieder zu besänftigen. Aber es gelang ihr nicht so recht. Irgendwie hatte sie das Gefühl, dass etwas Unbekanntes auf sie zukam.

Der Sohn hatte zunächst den Kindergarten der Gemeinde besucht, dort aber nur den alten Hausmeister angetroffen. Die Erzieherinnen seien mit den Kindern zu einem Ausflug unterwegs, wahr seine Auskunft. Mehr wollte er nicht sagen. Er wisse auch nicht wann sie zurückkommen würden. Ziemlich unbefriedigt, wegen der mageren Auskünfte, ging der Sohn weiter zu dem kirchlichen Kindergarten. Hier bekam er bereitwillig Auskunft von der Leiterin, einer Ordensschwester. Eine Kindergärtnerin mit dem von ihm genannten Namen gab es hier nicht. Auch in der Vergangenheit sei eine Frau mit diesem Namen hier nicht beschäftigt gewesen. Möglich oder wahrscheinlich könnte es sein, dass die gesuchte Person im Gemeindekindergarten arbeiten würde, meinte



die Ordensschwester. Also zurück zum Gemeindekindergarten.

Gemütlich, oder ziemlich siegessicher, spazierte er zurück zum Gemeindekindergarten. Unterwegs trank er noch einen Kaffee in einem Bistro. Daher war schon etwas Zeit verstrichen, seit seinem ersten Besuch dort. Als er ankam waren die Kinder und die Betreuerinnen inzwischen schon nach Hause gegangen. Wie vorher traf er nur den Hausmeister. Der wurde etwas böse weil er ihn mit denselben Fragen belästigte wie beim ersten Mal.

„Ich habe ihnen schon vorher gesagt, dass ich ihnen keine Auskunft über die hier beschäftigten Personen geben darf“, war seine knappe Auskunft. Dann ergänzte er: „Sie sprechen zwar sehr gut Französisch, aber ich höre schon noch heraus dass sie ein Deutscher sind. Mit denen habe ich zwei Mal sehr schlechte Erfahrung gemacht. Und gerade aus diesem Grund sage ich ihnen nichts.“

Damit wandte der Hausmeister sich abrupt ab und knallte die Tür zum Kindergarten vor seiner Nase zu.

Der Sohn stand wie ein bedröppelter Schüler davor und konnte nicht fassen was ihm da geschah. Er war es gewöhnt, dass man ihn, als Spross einer alten Adelsfamilie und eines reichen Industriemagnaten, mit ausgesuchter Höflichkeit begegnete. Selbst in seiner Zeit in den USA, hatte er solches nicht erlebt. Ziemlich konsterniert wandte er sich um und ging nachdenklich zu seinem Hotel zurück.

Unterdessen war seine Studentenliebe, die Kindergärtnerin Marianne, in ihrer Wohnung eingetroffen. Sie hatte sich schon vor längerer Zeit eine kleine Wohnung in einem Neubau gemietet. Die erste Wohnung hier am Ort,

in einem sehr alten Haus, hatte kein Bad gehabt, weshalb sie sich diese neue gesucht hatte. Dort goss sie sich ein Glas Rotwein ein, setzte sich in ihren Lesesessel und begann nachzugröbeln. Es waren mittlerweile 5 Jahre vergangen, seit sie den deutschen Studenten kennengelernt hatte. Am ersten Abend schon hatte sie sich Hals über Kopf in ihn verliebt. Trotzdem ließ sie ihn zappeln, weil sie wissen wollte wie ernst es ihm war. Dann, nach fast einem Jahr, hatten sie beschlossen zu heiraten. Er meinte dass dies keine Schwierigkeiten gäbe, da sie ja beide aus alten Adelshäusern stammen würden. Voller Begeisterung fuhr er für ein Wochenende zu seinen Eltern nach Deutschland. - Er kam nicht zurück. - Stattdessen kam ein kurzer Brief von ihm. Darin sicherte er ihr seine ewige Liebe zu. Gleichzeitig teilte er ihr mit, dass sein Vater die Heirat verboten hätte und ihn umgehend nach USA schicken würde. Sobald er dort angekommen wäre würde er ihr schreiben. Auch wolle er sie heiraten, wenn er mit seinem Studium fertig wäre, denn dann sei er unabhängig.

Das war das letzte Lebenszeichen welches sie erhielt. Sie hatte ihm nie schreiben können, weil sie seinen Aufenthaltsort nicht kannte. Auch die anderen Studenten, mit denen er befreundet war, wussten nicht wo er geblieben war. Sie selbst hatte ihr Studium zwei Jahre später beendet. Allerdings ging ihr Traum von einer Anstellung als Lehrerein für Kunst nicht in Erfüllung. Deshalb wurde sie Kindergärtnerin. Das hatte aber noch einen weiteren Grund, sie war Mutter geworden. Acht Monate nachdem der Sohn verschwunden war, hatte sie eine gesunde Tochter zur Welt gebracht. Sie nannte sie Marie-Jeanette, nach ihrer Tante. Die Tante war die einzige nahe Verwandte die sie hier noch hatte. Ihr Vater hatte sich schon vor 12 Jahren von ihrer Mutter scheiden lassen und eine Andere geheiratet. Ihre Mutter hatte

danach ebenfalls wieder geheiratet und war mit ihrem neuen Mann nach Westafrika gegangen, der dort im diplomatischen Dienst tätig ist. So war sie als Studentin allein in Paris zurückgeblieben. Ihre Tante lebte in einer alten Villa, die schon seit ewigen Zeiten der Stammsitz der Familie war. Den dazugehörenden Grund hatte sie verpachtet. Von diesen Einkünften lebte die alte Dame.

Marianne hatte ihre kleine Tochter schon ins Bett gebracht. Von Anfang an hatte sie ihre Tochter mit in den Kindergarten genommen. Jetzt, wo sie schon 3 Jahre alt war, hatten sich beide an diesen Zustand gewöhnt. Sie musste lächeln, als sie an ihre Marie dachte. Sie war das Einzige was ihr von der Liebe zu Franz, dem Sohn und Erben eines Imperiums, geblieben war. Daher war sie heute so erschrocken, als sie das Familienwappen der Familie Knott von Brett und Lautbach an und in dem Jaguar gesehen hatte. Sie konnte sich nicht vorstellen was das bedeuten könnte. – Nach langem Grübeln kam sie zu dem Schluss: „Ach egal, von Marie weiß keiner und nach mir sucht sowieso keiner, ich gehe jetzt ins Bett.“

Am nächsten Tag, kurz vor Mittag, sah man den Sohn wieder den Kindergarten betreten. Diesmal lief er zum Glück nicht dem Hausmeister in die Arme, sondern der Leiterin des Kindergartens. Diese nahm an, dass er einen Sohn oder eine Tochter anmelden wolle und bat ihn zuvorkommend in ihr Büro. Hier tat er seinen Wunsch kund, zu erfahren ob eine Kindergärtnerin mit Namen Marianne Rohan de Chabot hier arbeiten würde. Die Leiterin des Kindergartens stutzte, wegen dieses Namens. Dann sagte sie:

„Eine Angestellte mit diesem Namen arbeitet hier nicht. Aber - vielleicht meinen sie unsere Kindergärtnerin

Marianne Chabot, die arbeitet seit zwei Jahren hier. – Was wollen sie dann von ihr?“

„Das ist eine sehr persönliche Angelegenheit, wenn sie da ist, kann ich sie bitte sprechen.“

Die Leiterin des Kindergartens überlegte kurz, dann stand sie auf mit den Worten:

„Warten sie einen Moment ich schicke sie ihnen rein“, und verließ den Raum.

Der Sohn saß angespannt auf seinen Stuhl, voller Erwartung den Blick auf die Tür gerichtet. Diese ging nach einer kurzen Zeit auf und Marianne stand in der Tür.

„Huch – was willst du denn hier“; konnte sie nur stammeln.

„Mein Versprechen wahr machen und dich heiraten“, war die kurze Antwort.

Dabei war er aufgestanden, schritt zur Tür, nahm sie in seine Arme und küsste sie herzlich.

Sie ließ zunächst alles mit sich geschehen. Denn es dauerte eine Weile bis sich ihre Überraschung gelegt hatte und sie reagierte. Dann machte sie sich entschlossen los.

„Du bist wohl verrückt, kommst hier her, küsst mich, und sagst ich heirate dich. Du nimmst wohl an das ich ohne zu Zögern mitspiele?“

„Richtig, das nehme ich an. Ich habe sofort angefangen dich zu suchen, als ich aus den USA zurück war. Und jetzt habe ich dich gefunden.“

„Das ist jetzt vier Jahre her, das du sang und klanglos verschwunden bist, Warum hast du dich nicht vorher ge-

meldet? Warum hast du nicht geschrieben? Wo warst du überhaupt?“

„Ich habe geschrieben. Anfangs jeden zweiten oder dritten Tag. Als von dir keine Antwort kam habe ich seltener geschrieben, so jeden Monat einmal. Dann später habe ich ganz aufgehört, weil ich dachte du verachtest mich und antwortest deshalb nicht.“

„Ich habe bis auf einen Brief, kurz nach deinem Verschwinden, niemals ein Schreiben von dir bekommen! Wieso sollte ich glauben, dass du mir geschrieben hast?“

„Das kann nicht sein. Ich habe meine Briefe an deine Pariser Adresse geschickt, nie ist einer als unzustellbar zurückgekommen. Ich musste annehmen, dass du alle erhalten hast.“

„Von wo aus hast du deine Briefe den abgesandt?“

„Von einem Vorort von New York aus, ich habe da im Haus eines Bekannten meines Vaters gewohnt. Der hatte das so arrangiert. Dort wird die Post in den Postkasten, der Box, an der Straße gelegt und der Winkler hochgestellt. Dann weiß der Postbote das er Etwas aus der Box mitnehmen muss.“

„Bist du dir sicher, dass die Briefe auch abgegangen sind?“

„Eigentlich ja, aber wenn du so fragst, - ich weiß es nicht?“

„Das ist jetzt auch egal, wieso nimmst du überhaupt an das ich auf dich gewartet habe?“

„Wenn du mich genauso liebst wie ich dich, dann hast du gewartet“, war die einfache und ehrliche Antwort des Sohns.

Dieser Wortwechsel war in französischer Sprache, in der offenen Tür zum Büro der Leiterin des Kindergartens geführt worden. Sowohl die Leiterin, als auch eine andere Kindergärtnerin hatten draußen alles mitgehört. Sie schauten sich an und begriffen nicht was da vorging. Da drängte sich ein kleines Mädchen an beide vorbei und lief eilig auf die offenstehende Bürotür zu. Laut rief sie dabei:

„Mami, Mami, schau mal was ich gemalt habe“, dabei schwenkte sie ein Blatt Papier mit ihrer kleinen Hand.

Im Büro trat Stille ein. Der Sohn blickte an Marianne vorbei zur Tür und Marianne, die Mutter, drehte sich um. Das heranstürmende Mädchen sprang hoch, ihrer Mutter direkt in die Arme. Unbekümmert plapperte das Kind:

„Schau mal Mami was ich gemalt habe, das ist eine Prinzessin und der Prinz, der kommt auf einem Pferd geritten, um sie vor dem bösen Räuber zu retten.“

Mit viel Fantasie konnte man die beschriebenen Personen und das Pferd erkennen. Denn unwillkürlich richteten Alle ihren Blick auf das Bild.

„Ist das deine Tochter?“, nahm fragend der Sohn das Gespräch wieder auf.

„Nein, das ist unsere Tochter“, war die kurze Antwort.

Dem Sohn verschlug es die Sprache. Damit hatte er im Traum nicht gerechnet. Er war Vater geworden ohne das zu wissen.

Nach einer längeren Pause gelang ihm die Frage:

„Wie heißt unsere Tochter denn?“

„Marie-Jeanette“, war die kurze Antwort.

„Ein schöner Name“, mehr fiel ihm nicht ein.

Marianne hatte inzwischen ihre Überraschung weitestgehend überwunden. Irgendwie hatte sie so etwas befürchtet, geahnt oder erwartet. Jedenfalls war sie erleichtert, dass es nichts Schlimmes war, was sich ereignet hatte. Ganz im Gegenteil, langsam begann sie sich zu freuen. Franz war gekommen um sie zu heiraten. Gewünscht hatte sie es sich immer, gerechnet damit, hatte sie nicht mehr.

Franz der Sohn seinerseits, wurde immer verlegener. Er wusste auf einmal nicht mehr, was er eigentlich erwartet hatte. Marianne bemerkte seine zunehmende Unsicherheit. Burschikos ging sie auf ihn zu und sagte:

„Nun mach mal nicht so ein bedröppeltes Gesicht. Wir haben auf dich gewartet, und jetzt bist du da, sei uns herzlich willkommen.“

Damit setzte sie ihre Tochter ab, machte einen Schritt auf ihn zu und reichte ihm die Hand zur Begrüßung. Ihre Tochter beobachtete die Szene ohne sie zu verstehen. Plötzlich fragte sie:

„Mama wer ist der Mann?“

Dabei schaute sie ihre Mutter an. Auch der Mann, um den es sich bei dieser Frage handelte, schaute erwartungsvoll auf die Mutter. Diese wurde flammend rot und schwieg. In ihrem Kopf rasten die Gedanken, welche in einer Frage mündeten: Was sage ich ihr nur?

Der Mann fasste sich als erster und ohne Umschweife sagte er:

„Deine Mama will dir sagen, dass ich dein Papa bin, aber es fällt ihr nicht leicht.“

„Warum?“, war die kurze aber treffende Kinderfrage.

„Ja – das ist so, ich war lange in Amerika, und wusste nicht das es dich gibt.“

„Warum hat Mama es dir nicht gesagt?“

„Das ist eine längere Geschichte, darf ich sie dir später erzählen? Vorher müssen Mama und ich noch miteinander sprechen. Das verstehst du doch – oder?“

Das kleine Mädchen schaute sie beide an, dann meinte es:

„O. k.“, drehte sich um und lief eilig zu ihren Spielgefährten zurück.

Puh – die Klippe war umschifft.

Marianne bekam für den Nachmittag frei. Ihre Tochter ließ sie im Kindergarten und zusammen gingen sie zunächst zum Essen. Danach machten sie einen langen Spaziergang an der Marne entlang. Am Ende hatten sie sich über den Hochzeitstermin und den Ort geeinigt.

Es wurde eine große Hochzeit, in einem bekannten Hotel in Paris. Alle Elternpaare waren gekommen. Auch eine Menge eingeladener Verwandter und Freunde. Nur die Tante der Braut kam leider nicht, weil sie krank das Bett hüten musste. Da beide katholisch waren, hatte man kirchlich in der Kathedrale Notre Dame geheiratet. Die Mutter des Sohnes hatte ihm einen Tag vor der Trauung das Collier übergeben. Er sollte es seiner Frau als Hochzeitsgeschenk überreichen. Das tat er auch mit der Bitte, dies Abends zum Ball anzulegen. Das Collier passte ausgezeichnet zum Brautkleid. Alle die das sahen waren des Lobes voll. Auch die Fotoreporter fanden dies und machten dutzende Fotos von der hübschen Braut.



Der Patriarch versöhnte sich an diesem Abend mit seinem Sohn. Er eröffnete ihm, dass er als Erbe des Familienvermögens nun Zugang zu den Einkünften aus diesem Vermögen haben solle. Der Sohn seinerseits tat seinen Entschluss kund, für sich und seine Familie selbst zu sorgen. Dazu wolle er in London bleiben, um sich erst mal selbst seine Sporen zu verdienen. Danach könne man darüber reden die Verwaltung des Familienvermögens zu übernehmen. So verblieb man nach diesem Gespräch.

Anderntags, am späten Vormittag, sah man die junge Familie beim Packen. Sie hatten schon seit Tagen in diesem Hotel gewohnt. Jetzt sollte es zur Hochzeitsreise nach Amerika gehen, genauer gesagt nach Florida in den USA. Marianne war gerade dabei ihren Schmuck zu verstauen, als ihr Mann sie in seine Arme nahm und sie herzlich küsste. Fast gleichzeitig kletterte ihre Tochter auf das Bett, auf welchem auch der geöffnete Schmuckkoffer stand. Neben den Schmuckkoffer hatte sie gerade das Etui mit dem Collier gelegt, als sie so überfallen wurde. Das Etui kam ins Rutschen und verschwand in der Spalte zwischen Matratze und Bettgestell. Atemlos beendeten sie ihren langen Kuss. Die Tochter hopste auf dem Bett herum und der Schmuckkoffer drohte vom Bett zu fallen.

„Achtung dein Schmuck“, rief der junge Ehemann.

„Hoppla“, mit diesem Ausruf griff Marianne nach ihrem Schmuckkoffer. Dabei vergaß sie das Collier, weil sie es nicht mehr sah. Dann reisten sie nach Amerika ab.

Später am gleichen Tag, kam eine Angestellte des Hotels, um die Zimmer der Suite zu reinigen. Die Frau stammte aus Marokko. Sie hatte eine bewegte Lebensgeschichte hinter sich. Als kleines Mädchen war sie mit ihren Eltern nach Frankreich gekommen. Sie hatte die Schule besucht und den Beruf einer Krankenschwester

erlernt. Allerdings hatte sie nie eine wirklich geregelte Arbeitsstelle bekommen. Einmal war ihr Wohnort, ein Stadtviertel von Paris in dem nur Emigranten aus Afrika wohnten, ein Hinderungsgrund. Zum anderen war sie immer wieder aufgefallen, weil sie sich an Demonstrationen, die oft in Gewalt endeten, beteiligt hatte. Jetzt war sie älter geworden und damit auch ruhiger. Hier im Hotel hatte sie zum ersten Mal eine längere Anstellung gefunden. Allerdings war ihr Vorgesetzter nicht ganz mit ihrer Arbeit zufrieden. Sie war einfach zu langsam, weil sie zu gründlich war. Ihre Kolleginnen putzten weniger Gründlich und erfüllten damit die vorgegebenen Zeiten. Sie überzog meistens. Wie dem auch sei, durch ihre Gründlichkeit fand sie das Etui mit dem Collier. Sie steckte dies zunächst in die Tasche ihrer Kittelschürze, mit der Absicht das Gefundene ihrem Vorgesetzten zu übergeben. Es kam öfter vor, dass Gäste etwas vergaßen. Wenn sie solche Dinge fanden war es ihre Pflicht, diese an die Hotelleitung weiter zu geben.

## Die Marokkanerin

Kurz vor Ende ihrer Arbeitszeit kam ihr Vorgesetzter zu ihr und übergab ihr einen Brief. Darin stand, dass sie fristlos entlassen sei, weil sie für die Arbeit ungeeignet sei. Sie wäre einige Male ermahnt worden schneller zu arbeiten, aber es hätte nicht gefruchtet. Ihr Hinweis darauf, dass sie dafür erheblich sauberer Putze als sonst möglich, wurde nicht akzeptiert. Sie bekam ihren letzten Lohn und konnte gehen. Aus lauter Wut behielt sie das Fundstück aus der Suite für sich. Normalerweise wäre sie gründlich kontrolliert worden, aber heute, nach der Kündigung hatte man das, aus welchen Gründen auch immer, vergessen. So gelangte das Collier aus dem Hotel in die Wohnung der Marokkanerin. Diese erkannte bei näherer Betrachtung den immensen Wert dieses Schmuckstücks. Sie wagte es nicht das Collier irgendwo zum Verkauf anzubieten. Man würde ihr nicht glauben die rechtmäßige Besitzerin zu sein. Da hatte sie nun einen Haufen Geld, in Form des Colliers, konnte aber nichts damit anfangen. Sie scheute sich auch Anderen das Collier zu zeigen, weil sie fürchtete, das es zu Mord und Totschlag führen würde. So verging einige Zeit in der sie einen neuen Arbeitsplatz suchte.

Eines Tages fand sie im Hausflur ihres Wohnblocks einen Zeitungsteil der schon ein paar Tage alt war. Hier war unter anderem eine Stellenanzeige aus einer Provinz in der sie noch nie war. Es handelte sich um eine alte Dame, die eine Pflegerin suchte. Die Pflegekraft sollte eine ausgebildete Krankenschwester sein, weil die Dame nicht nur alt sondern auch erkrankt sei. Der Ort hieß, Givonne und lag bei Sedan in der Argonne. Die Marokkanerin beschloss sich dort zu bewerben. Mehr als ablehnen konnten die Stellenaufgeber ja nicht. Eine gute Woche später erhielt sie einen Termin zu einer Vor-

stellung. Dabei lernte sie die alte Dame, die zu einem alten Adelsgeschlecht gehörte, kennen und auch den behandelnden Arzt. Der Eindruck des Arztes war positiv und auch die alte Dame mochte sie wohl. Sie bekam die Stelle. Überglücklich gab sie ihre kleine Wohnung in Paris auf und trat die Stelle bei der alten Dame an. Das Collier nahm sie natürlich mit. Man wies ihr in der Villa der alten Dame ein Zimmer zu, in dem sie fortan wohnen sollte. Sie richtete sich darin häuslich ein. Man sorgte auch für einen Fernsehanschluss und ein neueres TV-Gerät. Es schien ihr so, dass sie hier ihr Glück gemacht hätte.

Es waren fast zwei Jahre vergangen als sie von ihrer Vergangenheit eingeholt wurde. An einem kühlen Tag stand plötzlich ein Mann an der Tür der Villa und verlangte die Marokkanerin zu sprechen. Eine Putzhilfe, die drei Mal in der Woche kam, hatte aufgemacht und holte die Marokkanerin an die Tür. Diese erschrak, als sie den Mann sah. Es war ein früherer Geliebter, der sie immer sehr grob behandelt hatte. Was mochte er bringen, sicher nichts Gutes.

„Hey Puppe, ich brauch deine Hilfe“, begrüßte er die Marokkanerin.

„Was willst du“, war ihre kurze Frage dazu.

„Die Bullen sind hinter mir her, ich brauch Geld und eine sichere Bleibe.“

„Geld habe ich keins, und eine Bleibe kann ich dir nicht bieten.“

Grob griff er nach ihrem Arm mit den Worten:

„Wenn du nicht spurst mach ich dich alle, ist das klar!“

Da kam von hinten die Dame des Hauses, sie war zwar alt und krank, hatte aber als Aristokratin immer noch ein sehr dominierendes Auftreten.

„Was gibt es da an der Tür?“, fragte sie mit strenger Stimme.

Die Marokkanerin antwortete verlegen:

„Ach – es ist nur ein Zeuge Jehovas der mit mir reden wollte.“

„Papperlapapp, das ist kein Zeuge Jehovas, die kenne ich, die sehen nicht so heruntergekommen aus. Auch sind sie von einer ausgesuchten Höflichkeit, die würden niemals eine Person anfassen, schon gar nicht so grob wie der Mann sie hält.“

Dann wandte sie sich dem Mann zu mit den Worten:

„Lassen sie sofort meine Pflegerin los, und verschwinden sie augenblicklich von meinem Grundstück!“

Diese Szene hatte der Gärtner beobachtet, der in relativer Nähe beschäftigt war. Er vermutete, angesichts des Auftretens des Mannes, das es Ärger mit ihm geben würde. Die beiden Frauen hätten da keinen guten Stand. Beherzt nahm er den Spaten zur Hand, den er gerade abgestellt hatte, und ging die wenigen Schritte zum Eingang der Villa. Der Mann lachte lauthals und setzte gerade zu einer spöttischen Entgegnung an, als er die Stimme des Gärtners hörte:

„Ich würde an ihrer Stelle den Worten der Hausherrin Folge leisten, es könnte sonst sein, das ich etwas nachhelfen muss.“

Der Gärtner, eine Seele von Mensch, aber auch ein Kerl wie ein Baum, stand mit dem Spaten in der Hand vor dem Mann. Der wirkte gegen ihn wie ein Hänfling. Sich

seiner Unterlegenheit in diesem Moment bewusst, trat er den Rückweg an. Ohne weitere Worte, nur mit einem wütenden Blick, verließ er das Grundstück. Allen Beteiligten war klar, das war noch nicht das Ende.

Etwas später saßen die Hausherrin und die Pflegerin zusammen. Die alte Dame hatte bemerkt, dass ihre Pflegerin durch den Besuch des Mannes sehr aufgewühlt war. Sie mochte ihre Pflegerin sehr, deshalb nahm sie auch an ihren Gefühlen Anteil. Vorsichtig erkundigte sie sich:

„Was wollte denn der Mann von dir? Du kannst mir vertrauen, auch wenn es um etwas Schlimmes geht.“

Die Marokkanerin zögerte, was sollte sie der alten Dame erzählen? Würde sie ihr helfen können, ja sie vor dem Mann schützen? Der ist gewalttätig, der wird nicht lockerlassen, bevor er sein Ziel erreicht hat. Andererseits hatte er sie gefunden, wenn sie jetzt nicht energisch Schluss machen würde, wird er sie immer weiter verfolgen. So überlegte sie und kam zu einem Entschluss.

„Also das war so, - vor fast 10 Jahren war ich die Geliebte dieses Mannes. Er war und ist ein Gesetzesbrecher. Damals planten zwei seiner Kumpel und er, einen Banküberfall. Da ich sehr gut Autofahren konnte, hat er mich dazu genötigt den Fluchtwagen zu fahren. Als sie die Bank mit der Beute verlassen wollten, kam ihnen zufällig eine Angestellte in den Weg, die den Überfall nicht bemerkt hatte. Sie war im Obergeschoss gewesen und kam im selben Moment aus dem Treppenhaus in den Eingangsbereich, als die drei Räuber den Kassenraum verließen. Alle Drei hatten Pistolen in der Hand. Der Mann schrie die Frau an, sich hinzulegen. Als sie nicht sofort reagierte schoss er sie nieder. Dann rannten sie hinaus zum Auto, in dem ich saß und mit laufendem Motor auf sie wartete. Noch bevor die Türen

richtig zu wahren raste ich los. Wir hatten in relativer Nähe, in einem Parkhaus eines Einkaufszentrums, einen weiteren Fluchtwagen geparkt. Da uns niemand folgte, fuhr ich sofort dort hin. Im Parkhaus ließen wir das erste Fluchtauto stehen, nahmen die Beute und stiegen in den anderen Wagen um. Allerdings fuhr jetzt der Mann selbst das Auto. Einige Querstraßen weiter stieg der erste seiner Kumpel aus. Dann, etwas später folgt der Zweite. Danach warf er mich an einer Kreuzung hinaus. Ich habe seither, bis eben heute, nichts mehr von ihm gehört, oder gesehen. – Von der Beute habe ich nie etwas bekommen. Ich weiß noch nicht einmal genau wie viel sie erbeutet haben. Ich bin damals aus Angst sofort nach Marokko, in die Heimat meiner Eltern, geflohen. Erst einige Jahre später bin ich nach Frankreich zurückgekommen. Seitdem habe ich mich mit Arbeiten bei Reinigungsfirmen durchgeschlagen, bis ich hier zu Ihnen gekommen bin.“

„Was ist dann aus der Frau geworden auf die geschossen wurde?“

„Die ist drei Tage nach dem Überfall, an den Folgen der Schussverletzung gestorben.“

„Dann ist der Mann ja ein Mörder!“

„Ja das ist er wohl, deshalb fürchte ich mich ja so, wenn er in Zorn gerät kennt er keine Grenzen. Das Beste wird sein, ich verlasse sie sofort damit sie nicht auch in Gefahr kommen.“

„Das lässt du schön bleiben.“

Die alte Dame dachte angestrengt nach, dann kam sie zu einem Entschluss.

„Ich mache dir einen Vorschlag. – Ich kenne den Leiter der Kriminalpolizei in Sedan. Wenn du einver-

standen bist rufe ich den an und bitte ihn herzukommen. Du kannst ihm dann die ganze Geschichte erzählen. Er wird dann wissen was zu tun ist.“

„Und wenn ich dann eingesperrt werde, was wird dann aus ihnen?“

„Ich hatte in meiner Kindheit mit den Deutschen zu tun. Die hatten ein Sprichwort das ging so: So schnell schießen die Preußen nicht. Damit wollten sie sagen, dass man immer abwarten sollte wie sich eine Sache entwickelt.“

Da die Marokkanerin einverstanden war, kam am selben Nachmittag ein älterer jovialer Herr aus Sedan zu der alten Dame. Ihm erzählte die Marokkanerin noch einmal die ganze Geschichte. Der Herr stellte dann viele Fragen. Die Meisten konnte die Marokkanerin beantworten, manche nicht. Auch nach dem Namen und den möglichen Aufenthaltsort des Mannes fragte er. Dazu machte sich der Herr eifrig Notizen. Dann, nach etwa einer Stunde, bedankte und verabschiedete er sich, um nach Sedan zurück zu fahren.

Drei Tage später hörten sie in den Nachrichten des Radios, dass der Mann bei einem Schusswechsel mit der Polizei, in der Nähe von Sedan, getötet worden sei. Zwei Streifenpolizisten wollten einen als gestohlen gemeldeten Wagen anhalten. Der Fahrer stieg aus und eröffnete auf die Polizisten sofort das Feuer. Einer wurde dabei verletzt. Der Andere schoss zurück und traf den Mann mit zwei Schüssen tödlich. - Damit ist das Kapitel zu Ende, dachte die Marokkanerin. Aber weit gefehlt.

Etwa zwei Monate später hielt ein Auto mit Pariser Kennzeichen vor der Tür der Villa. Zwei Herren stiegen aus und erkundigten sich nach der Marokkanerin. Sie gaben sich als Kriminalbeamte aus Paris zu erkennen,



die die Marokkanerin zu einer Vernehmung abholen wollten. Diese bekam einen riesen Schreck. Doch die alte Dame beruhigte sie und fragte die Kriminalbeamten:

„Warum kann sie nicht hier im Haus vernommen werden? Ich benötige Täglich ihre Dienste, ich kann sie nicht entbehren. Abgesehen davon hat sie in der Sache, die sie hier als Grund der Vernehmung angeben, bereits umfassend Ausgesagt.“

„Es haben sich da neue Gesichtspunkte ergeben, deshalb ist eine Vernehmung in Paris nötig.“

„Papperlapapp, neue Gesichtspunkte. Die Kriminalpolizei aus Sedan hat uns mitgeteilt, dass die Schusswaffe des getöteten Mannes die Tatwaffe aus dem Banküberfall in Paris vor 10 Jahren war. Damit ist der Fall doch wohl geklärt!“

Die Polizisten drucksten herum:

„Nein – so ist es nicht. Es scheint nur so, die Pistole des Mannes ist zwar die Tatwaffe, aber wer geschossen hat ist unklar.“

Die alte Dame wurde energisch:

„Was heißt das, unklar? Wollen sie damit meiner Pflegerin unterstellen sie hätte die Bankangestellte von draußen aus dem Auto aus erschossen? Und überhaupt, wo ist denn dann ein Haftbefehl? Sie können höchstens meine Pflegerin zu einer Befragung auf das Kommissariat in Sedan einbestellen, aber nicht einfach mit nach Paris nehmen. Ich werde jetzt sofort unseren Rechtsanwalt unterrichten, vorher passiert gar nichts mehr meine Herren.“

Die beiden Beamten merkten dass sie die Sache falsch angefasst hatten und zogen vor sich zu entfernen.

Damit war der Marokkanerin allerdings klar, dass sie nicht ungeschoren davon kommen würde. Abends in ihrem Zimmer suchte sie nach einem Versteck für das Collier. Wenn man das bei ihr finden würde, hätte sie noch eine Diebstahlsache am Hals. Das galt es unbedingt zu vermeiden. Sie suchte an allen möglichen Ecken aber fand nichts Geeignetes. Zuletzt überprüfte sie die alte Kommode die in ihrem Zimmer stand. Zwischen dem Rand der oberen Schublade und der Unterseite des Deckels war noch etwas Platz. Wenn man mit Stiften oder Heftzwecken ein Gummi oder eine Kordel innen am Deckel befestigen würde, könnte man das Etui damit unsichtbar befestigen. Sie zog die Schublade heraus, um sich die Unterseite des Deckels anzusehen. Das ging aber nicht, weil die Schublade so konstruiert war, dass sie sich nicht völlig ausziehen ließ. Sie tastete deshalb mit der Hand die Unterseite ab. Dabei fand sie, dass schon zwei Stifte vorhanden waren. An einem befand sich sogar ein kleines Band. Ohne weiter nachzudenken, probierte sie das Etui dort zu befestigen. Es gelang sogar recht gut. Sie legte die entnommenen Wäschestücke wieder in die Schublade und öffnete und verschloss diese mehrere Male. Das ging ohne Probleme, so dass sie beruhigt das Collier dort versteckt ließ.

Die Kriminalpolizisten kamen am nächsten Tag wieder. Sie hatten einen Haftbefehl dabei. Der Marokkanerin wurde darin unterstellt, dass sie Beihilfe zu einem Mord geleistet habe. Notgedrungen packte sie einige Sachen zusammen und bestieg das Auto der Kriminalpolizisten. Die alte Dame unterrichtete ihren Rechtsanwalt von der Sache und bat um Unterstützung für die Marokkanerin.

## Die Urgroßnichte

Es war nach den Ereignissen um die Marokkanerin einige Jahre vergangen. Aus Marie-Jeanette war eine, allerdings noch junge, Dame geworden. Ihre Eltern wohnten immer noch in London, in einer sehr feinen Gegend. Sie war noch Schülerin, jedoch wuchs sie dreisprachig auf. Der Vater hatte ihr Deutsch beigebracht. Von der Mutter lernte sie Französisch und in der Schule und überhaupt, sprach man Englisch. Ihre Mutter arbeitete als Künstlerin in einem Museum. Der Vater verwaltete das Familienvermögen und sonst ging die Familie vielen Aktivitäten nach. Mal waren sie in Deutschland, mal in Frankreich, aber hauptsächlich in London. Sie hatten ein ausgefülltes Leben.

Ab und zu besuchten sie die Tante, ihre Großtante, in Frankreich, in Givonne. Diese lebte in der alten Villa, ihren Familiensitz. Sie mochte diese alte Dame. Mittlerweile war sie schon über 90 Jahre alt geworden. Aber - sie konnte immer noch sehr scharfsinnig kommentieren über das was in der Welt vorging. Auch Geschichten konnte sie erzählen, aus ihrer Jugend oder der Zeit der beiden Kriege. Es war sehr interessant ihr zuzuhören. Deshalb freute sie sich immer wenn die Familie sie besuchte.

Beim letzten Besuch hatten sie über die Marokkanerin gesprochen. Die war ja als Pflegerin ins Haus gekommen. Später stellte sich heraus, dass sie früher mal an einem Banküberfall beteiligt gewesen war. Dabei hatte es eine Tote Bankangestellte gegeben. Trotzdem sich die Marokkanerin freiwillig gestellt hatte und obwohl sie nur draußen, vor der Bank, in einem Auto gesessen hatte, wurde sie von einem ungnädigen Richter

in Paris zu dreieinhalb Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Begründung, sie sei schuldig der „Beihilfe zum Mord“. Der Verteidiger hatte auf eine Bewährungsstrafe plädiert, ging aber mit seinen Argumenten völlig gegenüber den Vorurteilen des Gerichts unter. Besonders in Paris sind Marokkaner nicht sehr beliebt. Das wirkte sich sehr nachteilig auf das Urteil aus. Alle Versuche eine Revision des Verfahrens zu erzielen scheiterten. Aus lauter Verzweiflung nahm sich daher die Marokkanerin im Gefängnis das Leben. Eine sehr traurige Geschichte, meinte die Urgroßnichte der alten Dame.

„Ja so ist es wohl“ hatte die alte Dame geantwortet. „Wenn ich ihr nicht geraten hätte sich zu stellen, wäre wahrscheinlich nie ihre Beteiligung ans Licht gekommen. So fühle ich mich in einer gewissen Weise an ihrem Tod mit schuldig.“

Die Urgroßnichte hatte lange über diese Aussage nachgedacht. Aber irgendwie kam sie zu keinem Ergebnis. Einerseits war die Frau ja selbst schuld, denn sie hatte sich an einem Verbrechen beteiligt. Andererseits hätten die Richter ja auch gnädiger sein können, denn immerhin hat sie sich gestellt. Aber wie dem auch sei, an dem Ausgang ist sowieso nichts zu ändern. Damit verdrängte sie ihr Nachdenken darüber und wandte sich angenehmeren Dingen zu.

Bei dem jetzigen Besuch kam eines Abends das Gespräch auf die Kindheit der alten Dame. Ihre Großnichte hatte gefragt wie man damals, vor dem ersten Weltkrieg in Frankreich lebte. Die alte Dame dachte etwas nach dann begann sie ihre Erzählung.

„Ach weist du liebe Marie, so anders als heute war es nicht. Natürlich es gab kaum Autos, nur klapprige kleine

Flugzeuge, aber keine Computer, keine Handys, ja und viele andere moderne Dinge nicht. Aber – wir waren glücklich, der Himmel war genauso blau wie heute, oder noch blauer. Die Wiesen waren Grün, die Bächlein rauschten und die Blumen blühten genauso vielfältig wie heute. Die Kirschen aus Nachbars Garten waren rot und schmeckten hervorragend, obwohl, oder gerade weil, sie gestohlen waren. Wir träumten von einem Prinzen als Ehemann und einer Horde gesunder Kinder.“

„War das wirklich alles?“

„Ja das war unsere kleine Welt der Kinder, nach der du gefragt hattest. Natürlich machten sich die Erwachsenen andere Sorgen als wir Kinder. Da war die Politik. Mit den Deutschen hatten wir ja seit ewigen Zeiten Stress, wie ihr das heute nennen würdet. Dann war da der technische Fortschritt. Nichts schien mehr unmöglich. Es gab ja Autos, Flugzeuge und die Industrie wuchs gewaltig. Es gab Sozialbewegungen die immer bessere Arbeitsbedingungen erstritten. Man meinte nun ist der Wohlstand für alle möglich. Der Zukunft sah man voller Erwartung und Begeisterung entgegen. – Und dann kam der Mord des Erzherzogs in Sarajevo. Mit einem Schlag war alles anders geworden. Alte Ressentiments brachen auf. Die Völker schlossen sich, entsprechend ihren Interessen und Vereinbarungen, zusammen und der erste Weltkrieg brach aus. – Ganz offen - ich habe das nie verstanden, aber mich und andere Gleichgesinnte, hat ja keiner gefragt. Ich war 1914 gerade 16 Jahre alt geworden und da kamen die Deutschen Besatzer über Belgien in unser Land. Sie dachten wohl uns Franzosen mit einem kurzen Angriff zu besiegen. Aber es kam anders. Ein fast 4 Jähriger Stellungskrieg begann. Zuerst war die Front noch so ungefähr 100 km weit weg. Aber dann, so ab 1917, kam sie

immer näher zu uns. Und dann, eines Tages Anfang 1918, mussten wir das Haus verlassen. Deutsche Offiziere und Soldaten quartierten sich ein. Wir konnten uns dagegen nicht wehren, denn es waren ja nur noch Mutter und ich von unserer Familie da. Vater, Offizier im Frontabschnitt bei Ypern, war schon 1915 gefallen. Meine älteren Brüder fielen 1916 und 1917. Sie waren alle drei beim Einmarsch der Deutschen nach Paris gegangen, um sich dem Militär anzuschließen.

Also waren wir beiden Frauen allein auf uns gestellt. Mutter hatte entfernte Verwandte in Belgien. Zu ihnen gingen wir nun. Aber bevor wir das Haus verließen, haben wir alle Wertgegenstände vergraben. Das war damals so üblich um sie vor dem Zugriff der Deutschen und anderer Plünderer, zu schützen. Kurz bevor das geschah, hatte mir Mutter, zum zwanzigsten Geburtstag, ein wertvolles Collier geschenkt. Es stammte von ihrer Großmutter und sie gab es mir mit der Bemerkung: „Das wird in unserer Familie immer der ältesten Tochter weitergegeben, wenn sie 20 Jahre alt wird, als Familienerbe. Dieses Collier hatte ich ganz vergessen als wir das Silber und die anderen Wertgegenstände vergraben haben. In der Eile unseres Auszugs habe ich es dann in einer Kommode unter die Platte in der oberen Schublade versteckt. Sobald die Deutschen weg waren kamen wir zurück. Alle vergrabenen Sachen waren noch vorhanden, nur das Collier war weg. Die beiden Stifte und das Band waren noch da, aber das Collier war eben weg. Irgendjemand hat es gefunden und mitgenommen. Ich habe immer mal wieder danach geschaut, aber es ist und bleibt verschwunden.“

„Existiert die Kommode noch?“, wollte die Urgroßnichte Marie wissen.

„Ja die ist noch da. Weil sie schon ziemlich alt und unschön geworden ist, habe ich Sie in eines der Dienstzimmer stellen lassen, oben im zweiten Stock. Wenn du willst, kannst du sie dir ja mal anschauen.“

„Ja vielleicht morgen, wenn es hell geworden ist.“

Das sagte Marie, weil es in der zweiten Etage noch kein elektrisches Licht gab. Die alte Villa hatte zwar einige Modernisierungen erhalten, aber seit fast 30 Jahren war aus Geldmangel nichts mehr erneuert oder erweitert worden. Erbaut worden war die Villa Mitte des 19ten Jahrhunderts, da gab es noch keine Stromversorgung. Später, in den 20er Jahren des 20sten Jahrhunderts, hatte man dann die beiden unteren Etagen, das Parterre und den ersten Stock, mit Stromleitungen versorgt. Für die Bediensteten im Obergeschoss aber nicht für nötig gehalten. Ebenso war es mit einer Zentralheizung geschehen. Jetzt war das alles ziemlich überholt. Die Heizung funktionierte noch, weil sie mit Holz oder Koks gefeuert wurde und einen natürlichen Kreislauf hatte, ohne eine Umwälzpumpe. Aber sehr wirkungsvoll war sie nicht.

Am nächsten Tag hatte Marie, die Urgroßnichte, vergessen dass sie oben nach der Kommode sehen wollte. Einige Tage später, reiste die Familie nach England zurück.

Wieder vergingen ein paar Jahre. Die Urgroßnichte Marie hatte ihre Schulausbildung abgeschlossen und wollte in Paris studieren. Just in diesem Moment kam die Nachricht, dass die Großtante sehr erkrankt sei. Sie habe sich eine Lungenentzündung zugezogen. Das sei bei einer Person in ihrem Alter lebensgefährlich. Betroffen reiste die Familie zur Großtante, nach Givonne. Sie

fanden diese in einem sehr schlechten Zustand. Der Hausarzt tat sein Bestes, aber es war zu sehen, dass sie nicht mehr lange leben würde. Immerhin hatte sie das 95ste Lebensjahr vollendet. Sie hatte niemals geheiratet, weil sie nicht den Richtigen gefunden hatte, wie sie sagte. Deshalb gab es, bis auf die Nichte und Großnichte, auch keine andern Verwandten mehr.

Ein Rechtsanwalt und Notar war gekommen und die Familie war da. Alle saßen um ihr Bett in ihrem Zimmer. Was ihnen dabei auffiel war, dass der Raum umgeräumt worden war. Die Großtante hatte sich das Zimmer wieder so herrichten lassen, wie sie es in ihrer Jugend bewohnt hatte. Auch die Kommode stand wieder an ihrem alten Platz. Die Großtante bestimmte dann ihre Großnichte zur Erbin ihres Eigentums. Das ist die Villa und noch einiges an verpachtetem Land. Dann erzählte sie mit dünnen Worten wo der Rest geblieben war. Ihr Großvater hatte den größten Teil des Familienbesitzes verspielt und verjubelt. Ihre Großmutter hatte deshalb den Rest seinem Zugriff entzogen, wozu auch das Collier gehört hatte. Aber wahrscheinlich hätte er auch das noch durchgebracht, wenn er nicht bei einem Ehrenhandel erschossen worden wäre. So war wenigstens ein Rest verblieben den jetzt die Großnichte erhielt.

Diese erinnerte sich an die Geschichte um das Collier, welche die Großtante erzählt hatte und sie fragte diese:

„Ist das die Kommode unter der du das Collier versteckt hattest?“

„Ja mein Kind, das ist die Kommode. Ich habe sie herunterholen lassen weil ich den Raum so haben möchte wie ich ihn früher hatte. Warum willst du das wissen?“



„Ich bin sehr neugierig und möchte einfach mal nachsehen.“

„Ich sage dir da ist nichts, aber wenn du selbst schauen willst, dann tue es nur.“

Marie stand auf, ging zu der Kommode hin und zog die obere Schublade auf. Dann tastete sie mit ihrer Rechten unter der Abdeckplatte entlang. Hierbei stieß sie an ein Hindernis. Vorsichtig tastete sie es ab und sagte dabei:

„Ich hab was gefunden, da ist irgendwas festgebunden.“

Mit einer ziemlichen Fummelei gelang es ihr den Knoten im Halteband zu lösen und sie beförderte ein Etui ans Licht. Alle schauten sie gespannt an, was da jetzt zum Vorschein käme. Die Großtante sah zwar das ihre Großnichte etwas in den Händen hielt, konnte aber wegen ihrer schlechten Augen nicht erkennen was es war. Marie ging zum Bett der Großtante, öffnete das Etui und schüttete den Inhalt auf die Bettdecke. Ihre Mutter, die Nichte der Großtante erschrak:

„Das ist doch mein Collier das du mir zur Hochzeit geschenkt hast!“, sagte sie und schaute ihren Mann fragend an.

Der zog nur erstaunt die Augenbrauen in die Höhe und sagte nichts dazu, es hatte ihm die Sprache verschlagen. Derweil hatte die Großtante zugeworfen und betrachtete das Collier genau. Kopfschüttelnd meinte sie:

„Ohne Zweifel, das ist das Collier was mir meine Großmutter geschenkt hat. Ich habe immer wieder in der Kommode danach gesucht, wieso ist es auf einmal wieder da? Wer hat es dahin zurückgebracht?“

Viele Fragen, keine Antworten. Natürlich fand man später heraus, dass tatsächlich dies Collier in Essen an den Vater des Sohns verkauft worden war. Der hatte es seiner Ehefrau geschenkt und diese hatte das Collier dem Sohn gegeben als Hochzeitsgesenk für seine Frau. Aber dann war es wieder verschwunden und taucht Jahre später hier am Ursprungsort seiner Reise wieder auf.

So gab es seltsame Ereignisse mit dem Collier, die nur der Leser dieses Buches begreifen kann.